

REZENSIONEN

A. Allgemeines

VSWG 104, 2017/1, 82–83

Johannes Großmann

Die Internationale der Konservativen. Transnationale Elitenzirkel und private Außenpolitik in Westeuropa seit 1945

(Studien zur Internationalen Geschichte 35). De Gruyter / Oldenbourg, München 2014, 651 S. (13 Abb.), 84,95 €.

Im Unterschied zur fest organisierten „Sozialistischen Internationale“ (SI) sowie den klar bestimmten „Nouvelles Equipes Internationales“ (NEI) und der Europäischen Union Christlicher Demokraten (EUCD), die genau definierte und relativ formell geschlossene Parteienverbände bildeten, bestand die seit Ende der 1940er und Anfang der 1950er Jahre entstehende, so von Johannes Großmann benannte „Internationale der Konservativen“ informell aus zahlreichen Bündeln, Gruppen, Komitees, Vereinen und Zirkeln. Ihr Personal rekrutierte sich aus Repräsentanten gehobener Schichten: Journalisten, Philosophen, Politiker, Schriftsteller und Unternehmer, die sich international trafen und sammelten, um politische Entwicklungen zu beobachten, Geschehnisse zu erörtern und zu beeinflussen. Großmann, Juniorprofessor für Geschichte Westeuropas an der Eberhard Karls Universität Tübingen, hat sich dieses geistes- und ideengeschichtlich so komplexen wie auch organisations- und strukturgeschichtlich komplizierten Themas, das bisher weder von der deutschen Forschung allumfassend erschlossen noch von der zeitgenössischen Öffentlichkeit wahrgenommen wurde, höchst professionell angenommen.

Einleitend widmet er sich in souveräner Weise der Materie auf dem neuesten Forschungsstand zur europäischen Integration, zum Kalten Krieg und zu den konservativen Eliten, legt sein Erkenntnisinteresse und die Methodik ausgehend von transnationaler Geschichte als Organisations- und Gesellschaftsgeschichte des Politischen sowie der „Biographischen Croisées“ äußerst nachvollziehbar offen, schildert eingehend die heterogene, aber sehr gut erfasste Quellenlage und begründet die detaillierte und feinsinnige Gliederung seiner Studie in „Entstehung und Konsolidierung“ (I.), „Erfolg und Stagnation“ (II.) sowie „Wandel und Aufbruch“ (III.). Ausgangspunkte waren die „Abendland“-Ideologie, die „Civilisation Chrétienne“, deren diverse Institutionen und Vereine, z. B. „Neues Abendland“, die „Abendländische Aktion“, die „Abendländische Akademie“ sowie das 1948 ins Leben gerufene „Comité International de Défense de la Civilisation Chrétienne“ (CIDCC), die Vorläufer schon in der Zwischenkriegszeit hatten. Die konservativen Positionen sind, wie Großmann zeigt, nicht eindeutig zu bestimmen. Sie schwankten zwischen Prinzipienfestigkeit des Katholizismus und Offenheit für die Ökumene, zwischen Föderalismus und Westintegration sowie zwischen Antitotalitarismus und gesellschaftlicher Demokratisierung. Bald nach Kriegsende stellte sich anhaltend die Frage, ob man über Europa zur Demokratie gelangen könne. Das 1952 gebildete „Centre Européen de Documentation et d'Information“ (CEDI), das sich im Laufe der 1950er und 1960er Jahre zwischen Erfolgen und Stagnation bewegte, wirkte als „transna-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

tionaler sozialer Raum“. Illustre Figuren sowie historische und politische Persönlichkeiten wie Richard Coudenhove-Kalergi, Otto von Habsburg, Franz-Josef Strauß und Charles de Gaulle spielten dabei eine wichtige Rolle. Das Spanien Francos sorgte auch für institutionelle Anbindung, Finanzierung und Sozialisierungsmöglichkeiten. In Belgien, Österreich, Griechenland, Schweden und Liechtenstein bildeten sich nationale Zentren, weitere folgten. Der französische Politiker Antoine Pinay war erfolgreich bei der Wiederbelebung des CIDCC im Jahre 1957. Wie Großmann zeigen kann, setzte in den 1960er Jahren ein Wandel konservativer Denkmuster und Verhaltensweisen ein: vom „Abendland“ zum Neokonservatismus und zur „Neuen Rechten“, vom Föderalismus zum „Europa der Staaten“ und vom Antikommunismus zur psychologischen Kriegführung. Es blieb bei der Suche nach einem zeitgemäßen Konservatismus. Die CIA war teils eingebunden, teils orientiert. Differenziert wird der Wandel von der katholischen Soziallehre zum Neoliberalismus dargestellt. Das „Institut d'Études Politiques“ in Vaduz, im Geruch der „Nouvelle Droite“ stehend, war in jedem Fall ein politischer Klub für (rechts-)konservative Europäer. Eingehend behandelt werden das „System Violet“, benannt nach Jean Violet, einem Antikommunisten und geheimen politischen Unterhändler, der Weg von der „Action Psychologique“ zur deutsch-französischen Aussöhnung, die „Commission pour l'Eglise Persécutée“, die sich verfolgter Christen hinter dem „Eisernen Vorhang“ annahm, und die „Operation Pax“. Der Konservatismus bewegte sich in den 1970er Jahren im Spannungsfeld zwischen Pluralisierung und Radikalisierung.

Großmann gelangt in seiner vorzüglichen Studie, die in jeder Hinsicht bestechend ist, zu dem Schluss, dass die Konservativen in ihren Kommissionen und Foren, gemessen an ihren ambitionierten politischen Zielen, nur „wenige Erfolge verbuchen“, aber „Denkkollektive“ formen, konservative Denkmuster mit liberalen Wertvorstellungen versöhnen sowie als transnationale Gemeinschaften einen bemerkenswerten Zusammenhalt praktizieren und auf die individuelle ideologische Einstellung, persönliche Lebensführung und das politische Engagement ihrer Angehörigen erheblichen Einfluss ausüben konnten. Das Werk hat enzyklopädischen Charakter und deckt einen großen Zeitraum bis in die 1990er Jahre ab, was der Untertitel nicht verrät. Für das tiefere Verständnis der europäischen Einigungs-, Ideen- und Kalten Kriegsgeschichte handelt es sich um ein unverzichtbares Werk.

MICHAEL GEHLER

Hildesheim



VSWG 104, 2017/1, 84–85

Georg Kölderer

Beschreibung vnnnd Kurtze Vertzaichnus Fürnemer Lob vnnnd gedenchwürdiger Historien. Eine Chronik der Stadt Augsburg der Jahre 1576 bis 1607

(Reiseberichte und Selbstzeugnisse aus Bayerisch-Schwaben 6.1; Documenta Augustana 26). Wißner, Augsburg 2013, 4 Bde., 2149 S. (111 Abb.), 98,00 €.

Between 1576 and 1607, the Augsburg commercial secretary and factor, Georg Kölderer, composed what would become one of the most extraordinary historical and cultural monuments of its age. “A Chronicle of the City of Augsburg” permits comparison, in terms of its length, breadth and detail, with any of the famous chronicles or memorials of the early modern period. Originally eight volumes in length, this new, historical and critical edition reproduces the six (vols. 1–5 cover the years 1576–1593; vol. 8 closes with the years 1606/07) that are still extant, most of which can be found in the collection of the *Staats- und Stadtbibliothek Augsburg*. The last quarter of the 16th century in Augsburg has, arguably, received less attention from scholars than has the first half of the century, the city’s golden age. Benedikt Maurer’s study of Kölderer’s chronicle (“*Gemain Geschrey*” und “*teglich Reden*”, Augsburg 2001), Bernd Roeck’s two-volume history of Augsburg (*Eine Stadt in Krieg und Frieden*, Göttingen 1989) and a few others come most immediately to mind. In light both of the importance of the source and the lack of study, the work of Silvia Strodel and Wolfgang E. J. Weber constitutes a great service to scholarship.

Kölderer concentrated his attention on Augsburg, his hometown, but kept his eyes open for events “an annder Ortt vnnnd ennden”, as he put it, “[d]ieweill Inn disen letzten Zeitten [...] sich souill vnnnd Manicherlay wunderbarliche vnnnd selltzame Geschichten, Historien, vnnnd gedechtnuß würdige Henndell verlauffen, begeben, vnnnd zue tragen, Also das Ich mermalls willens gewesst bin, solliche (souill Ich durch glaubwürdige Personen hett erfahren khönnen) aufzuzeichnen, vnnnd ain beschreibung Inns Werckh zuuerrichten, hatt mir aber gleichwoll offtermallen mein Diennst vnnnd berueff solliches nit gestatten wöllen.” His sense of curiosity and wonder finally drove him to write “[a]in kurtze beschreibung” of events, beginning with the reign of Emperor Rudolf II. The results resemble many other early modern chronicles in that Kölderer seized upon what he considered the most important events of his day – confessional conflicts (as a convinced Lutheran, Kölderer could indulge in rabid anti-Catholic polemik), political developments (he provides surprisingly detailed and accurate information about the Ottomans) and local color (like many chroniclers, he attached great importance to signs and wonders). His priorities and descriptions reveal not only his personal mindset but also the period’s culture. Yet, Kölderer’s work distinguishes itself in many respects. It is wonderfully illustrated, many figures by the author himself, offering the reader a unique, visual representation of persons and scenes from the late sixteenth century. Also, it focuses on contemporary events that provided the author opportunities not only for reportage, but also for reflection. His text reads not only as a chronicle, but also as a confessional.

The historically significant quality of his chronicle raises questions about Kölderer himself. Who was he? Why did he write? Some of these questions are more easily answered. Born of an artisanal family, his father having been a saddle-maker, he became a secretary, possibly also a factor, of the Augsburg merchant Jonas Weiß. In consequence of his occupation, Kölderer gained access

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

to wide varieties of information regarding economic and political life. Commercial correspondence and news, including the so-called *Fugger-Zeitung*, rumors and reports, conversations and chatter, everything that might have reached the ear of an economic agent in the exchange, marketplace or counting-house was grist for his mill and might make its way onto his page. How all of this translates into eight folio volumes of closely written text has fascinated historians for some time. Benedikt Maurer, for example, speculates that Kölderer suffered *melancholia*. Today associated with depression, early modern thinkers like the English scholar Robert Burton, understood it as fundamental to artistic creativity. Wolfgang Weber notes also in his introduction to the present edition that Kölderer was physically infirm, thus limited in his capacity for bodily exertion. This, as well as an occupation as a writer, might have inclined him to take up his quill. Quite apart from these reasonable explanations, we know that some people were simply driven to write; Alfred Messerli, Adolf Muschg and Claudia Ulbrich have reflected on the *Schreibsucht* of the poor man of Toggenburg, Ulrich Bräker. The same might have applied to the rich man of Augsburg.

This is an extraordinary source for the mental and material world of early modern Germany. Scholars will benefit from the clearly edited text and the extraordinarily detailed notes, to say nothing of the affordably priced box-set. Strodel, Weber and company are to be congratulated for a publication that is as scholarly as it is elegant.

THOMAS MAX SAFLEY
Philadelphia

VSWG 104, 2017/1, 85–86

Luise Schorn-Schütte

Gottes Wort und Menschenherrschaft. Politisch-Theologische Sprachen im Europa der Frühen Neuzeit

Beck, München 2015, 303 S. (8 Abb.), 29,95 €.

Die vorliegende Studie der Historikerin Luise Schorn-Schütte ist das Ergebnis langjähriger Beschäftigung mit der Debattenkultur frühneuzeitlicher Protestanten in Europa. Prämisse ihrer Überlegungen ist, „dass das politische Denken und Handeln der Vergangenheit nicht als Reduktion auf [...] das Denken einiger weniger [...] politischer Theoretiker fassbar ist“ (S. 13). Konkret fragt Schorn-Schütte nach „den Normen und Werten, mit deren Hilfe sich im frühneuzeitlichen Europa a) Herrschaft begründete, b) Herrschaft kontrolliert wurde, c) sich neuerlich stabilisierte und d) durch Integration von Korrektur und Traditionserneuerung veränderte“ (S. 15). Die Autorin stellt der Studie einige Thesen voran: Sie geht von der Existenz einer politischen Sprache in der Frühen Neuzeit aus, die sich im Wandel der in der Kommunikation über das Politische genutzten Begriffe widerspiegeln, sowie von einer europaweiten Debatte über die Formen politischer Herrschaft (S. 14).

Ihr methodischer Ansatz ist es, „den Austausch der Zeitgenossen über ihre politische Ordnung [...] zu rekonstruieren“ (S. 13 f.). Die „Existenz einer ‚politischen Sprache‘ der Zeitgenossen“ will sie anhand einer Untersuchung des begrifflichen Wandels (im Rahmen der Studie werden aller-

dings nur wenige zentrale Begriffe genannt) belegen. Quellen sind theoretische Abhandlungen und normative Texte (S. 14).

Der konzise verfassten Einleitung (S. 13–15) folgen vier Kapitel: Das erste bietet einen Forschungsüberblick und benennt offene Forschungsfragen zum Gegenstand der Studie (S. 17–30). Das zweite – und mit Abstand umfangreichste – Hauptkapitel (S. 31–130) ist chronologisch strukturiert und schließt mit Ergebnissen zu „Trägergruppen“ der Debatte und deren politischem Vokabular. Es basiert auf biografischen Daten zu 140 Personen (S. 119). Die Autorin unternimmt den Versuch, die Zugehörigkeit der Debattierenden zu einer gemeinsamen Gruppe zu belegen. Kategorien sind soziale Herkunft und Verflechtung der Personen untereinander sowie gemeinsame Ideen und Denkmuster (z. B. Debatte um den „gerechten Krieg“, die Reichsverfassung und die „Drei-Stände-Lehre“) (S. 118–130). Die herausgestellte gemeinsame Herkunft (adlige Entscheidungsträger, wohlhabende Bürger, protestantische Geistliche und akademisch geschulte Juristen, S. 118) überrascht wenig: Von der nicht akademisch gebildeten Bevölkerung kleiner Städte und ländlicher Siedlungen, der katholischen Geistlichkeit sowie katholischen Entscheidungsträgern war eine Teilnahme an der Debatte nicht zu erwarten. Bei allem Verständnis für die zahlenmäßige Beschränkung auf 140 Biografien wäre es förderlich gewesen, wenn Schorn-Schütte ihre Beweggründe für die Wahl der untersuchten Personen dargestellt hätte. Im anschließenden Kapitel (S. 131–184) widmet sie sich der Rezeption der Dispute in Europa: Untersucht werden die zeitgenössischen politisch-theologischen Diskussionen in England (S. 133–143), Frankreich (S. 143–154), den Niederlanden (S. 154–163), Österreich (S. 163–172) und Polen (S. 172–184). Die Ergebnisse dieses Abschnitts fließen in das letzte Kapitel (S. 185–195) ein, das die Studie beschließt. Demnach sei konfessionsübergreifend (Lutheraner, Zwinglianer, Reformierte) diskutiert worden (S. 185 f.), es ließen sich zudem europaweite Argumentationsmuster erkennen – für Schorn-Schütte ein klarer Beleg für eine gemeinsame politische Sprache (S. 186 f.).

Der Band ist durch seine Register sorgsam erschlossen (S. 261–303). Die von der Autorin selbst gewünschte kritische Debatte hätte ein Anhang mit ausführlicher Nennung der untersuchten Begriffe und Biografien erleichtern können. In jedem Fall wird die Studie weite Beachtung finden.

SINA WESTPHAL

Koblenz

VSWG 104, 2017/1, 86–87

Rudolf Stöber u. a. (Hg.)

Aufklärung der Öffentlichkeit – Medien der Aufklärung. Festschrift für Holger Böning zum 65. Geburtstag

Steiner, Stuttgart 2015, 410 S. (zahlr. Abb.), 64,00 €.

Der vorliegende Sammelband ist eine Hommage an einen Kollegen, der für Pressegeschichte und Aufklärungsforschung in Deutschland nicht wichtiger sein könnte: Holger Böning, Sprecher des Instituts Deutsche Presseforschung in Bremen. Er hat wie kein anderer Forschungen zum Pressewesen seit der Frühen Neuzeit und zur (Volks-)Aufklärung selbst vorgelegt bzw. überaus großzügig

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

über Jahrzehnte hinweg wissenschaftlichen Nachwuchs in diesen Forschungsbereichen gefördert – bis heute. Dass, wie Elisabeth Fehrenbach dies 2006 in der Historischen Zeitschrift (S. 282) formulierte, „hohe Erwartungen“ an Arbeiten aus dem Bereich Presse- und Mediengeschichte gestellt werden, ist nicht zuletzt sein Verdienst.

Der von seinen Kollegen, Schülern und (z. T. ehemaligen) Instituts- bzw. Projektmitarbeitern Rudolf Stöber, Michael Nagel, Astrid Blome und Arnulf Kutsch zum 65. Geburtstag herausgegebene Band präsentiert Arbeiten zu den Themenbereichen „Die frühe Aufklärung: Medien und Diskussionen“ mit Beiträgen u. a. von Volker Bauer zu „Volkskalender als Staatskalender“, Astrid Blome über „Aspekte der ökonomischen Aufklärung im lokalen Wochenblatt“ und Michael Nagel zur „Inszenierten Mündlichkeit in der Publizistik der Aufklärung“. Ein weiterer Teil ist dem Komplex „Hochaufklärung: Konzepte und Öffentlichkeit“ gewidmet. Hier finden sich Aufsätze, die neben dem Alten Reich die Aufklärung in Russland bzw. im heutigen Polen mit abdecken, u. a. von Werner Greiling zu „Volksaufklärung, Intelligenzblätter und das Kalenderwesen als Vehikel der Krisenbewältigung im kursächsischen Rétablissement“ und von Bernd Sösemann zu „Wenn man die Wahrheit auf seiner Seite hat, muss man sie den Augen des Volkes aussetzen. Volksaufklärung in Russland unter Katharina der Großen“. Einen dritten Abschnitt findet man mit „Aufklärung als bleibendes Anliegen: Publizistik in kritischer Perspektive“, in dem Arbeiten zu Presse und Medien im 19. und 20. Jh. ihren Platz finden, so etwa die von Arnulf Kutsch zur deutsch-baltischen Presse in Lettland in der Zwischenkriegszeit, von Jürgen Wilke, einem weiteren „Großen“ der deutschen Pressegeschichte, zu „Zeitung im Systemwandel. Die (Nord-)Deutsche Allgemeine Zeitung vom Nachmärz bis zum Dritten Reich“ sowie ein Beitrag zum Gemeindeblatt der deutsch-jüdischen Gemeinde in Montevideo von Sarah Ehlers und Liliana Ruth Feierstein. Das Buch schließt mit einer Personalbibliografie von Holger Böning.

Der Band bietet ein Kaleidoskop an aktueller Forschung zum Thema Medien und Presse zwischen dem 17. und 20. Jh. – wobei quantitativ der Schwerpunkt im 17. und 18. Jh. liegt – und zeigt, dass das Bremer Institut Deutsche Presseforschung in den letzten Jahrzehnten nicht allein Arbeiten zur deutschsprachigen Presse inspiriert bzw. auf den Weg gebracht hat, sondern sich seine Mitglieder und assoziierten Wissenschaftler mit dem Thema längst in einer globalen Perspektive beschäftigen: Neben dem Alten Reich bzw. Deutschland stehen Österreich, Russland, Polen, Lettland und Uruguay im Fokus. Alle Aufsätze im Band zeigen, dass Medien und Presse als Quellen nicht nur für den Bereich Medien- und Pressegeschichte relevant sind, sondern auch – sehr viel mehr, als dies bisher in der deutschen historischen Forschung der Fall war – für Arbeitsbereiche wie Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bzw. die moderne Kulturgeschichte herangezogen werden müssen. Nicht nur Presse- und Medienhistoriker kommen an den Arbeiten des Instituts Deutsche Presseforschung nicht vorbei. Auch andere Historiker tun gut daran, bei der Bearbeitung ihrer Forschungsfelder einen Blick auf die Veröffentlichungen dieser großartigen Bremer Institution zu werfen: zur Inspiration, was Quellengattungen für die eigenen Forschungen angeht – so etwa das Intelligenzblatt –, aber ebenso bezüglich der Methoden, mit denen Presse als Quelle für unterschiedliche Forschungsprojekte nutzbar gemacht werden kann. Für alle, die die Website noch nicht kennen: <http://www.presseforschung.uni-bremen.de>.

SUSANNE LACHENICHT
Bayreuth

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

VSWG 104, 2017/1, 88–89

Tom Thieme

Eliten und Systemwechsel. Die Rolle der sozialistischen Parteiführungen im Demokratisierungsprozess

(Revolutionen in Geschichte und Gegenwart 1). Nomos, Baden-Baden 2015, 394 S., 79,00 €.

Die Schlüsselrolle der Eliten im Systemwechsel von den kommunistischen Diktaturen zu Demokratien in Ostmitteleuropa in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren wurde in der Transformationsforschung schon früh herausgearbeitet, in Deutschland vor allem von Heinrich Best, Stefan Hornborstel, Ellen Bos, Wolfgang Merkel, Hilke Rebenstorf und Wilhelm Bürklin. Allerdings fehlen vergleichende Länderstudien. Thiemes Buch (die überarbeitete Fassung einer 2013 an der Universität Chemnitz angenommenen politikwissenschaftlichen Habilitationsschrift) soll diese Forschungslücke schließen. Allerdings konzentriert sich die akteurszentrierte Studie auf den Wechsel der Machteliten in der DDR, der in komparativer Perspektive zu den analogen Prozessen in Polen, Ungarn und in der Tschechoslowakei (ab 1. Januar 1993 Tschechien und Slowakei) untersucht wird. Der Autor analysiert Kontinuität und Wandel der kommunistischen Parteiführungen von 1985 bis 1995 im Hinblick auf ihre interne Entwicklung und auf ihr Verhältnis zu den Funktions- und Generaliten in den staatssozialistischen Diktaturen sowie in den postkommunistischen Ordnungen. Darüber hinaus bezieht der Verfasser das Verhalten der Eliten gegenüber spezifischen Problemen wie der Aufarbeitung der Vergangenheit nach 1989 ein. Zur Einordnung der Befunde werden „konsensuale und dissensuale Systemwechsel“ (S. 351) ebenso unterschieden wie drei Transformationsphasen: das Ende der kommunistischen Diktaturen (1), die Institutionalisierung der Demokratie (2) und deren Etablierung (3).

Die präzise Rekonstruktion der Politik und des Wechsels der Machteliten in der Transformation der osteuropäischen Staaten bestätigt einerseits Befunde, die zur DDR bereits Gert Meyer (1991) und Mario Niemann (2007) veröffentlichten. So wurden nach dem XI. Parteitag der SED (17.–21. April 1986) zwar jüngere Bezirkssekretäre in das Politbüro aufgenommen, jedoch blieb das Führungsgremium der Staatspartei weiterhin überaltert und männlich geprägt. Auch die Erkenntnis, dass sich die Politbüros in der DDR und in der ČSSR im Herbst 1989 im Gegensatz zu den Parteiführungen in Ungarn und Polen gegen Reformen der kommunistischen Regime stemmten, überrascht nicht. Aufschlussreicher und über den Forschungsstand der 1990er Jahre hinausführend ist demgegenüber der Befund, dass die Politik der Machteliten in den vier Ländern in der zweiten Phase des Systemwechsels weitgehend konvergierte. Nun drängten auch die postkommunistischen Parteiführungen in der untergehenden DDR bzw. in den neuen Bundesländern und in der Tschechoslowakei nachdrücklich auf die Institutionalisierung der Demokratie. Im letzten Stadium der Transformation nahmen die Unterschiede erneut zu: So war die Bindung der politischen Führungen in Ungarn und in der Slowakei an demokratische Werte deutlich stärker als in der ostdeutschen PDS und in den tschechischen und polnischen Eliten. Alles in allem vollzog sich nach Thiemes Untersuchung nur in Ungarn ein konsensualer Systemwechsel, während die Parteiführungen besonders in der DDR zur politischen Öffnung gezwungen werden mussten, dabei zunächst den Repressionsapparat einsetzen und die Opposition durch asymmetrische Dialogangebote zu schwä-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

chen suchten. Auch verzögerte die PDS-Führung die justizielle und politische Aufarbeitung der DDR-Geschichte im Allgemeinen und der SED-Diktatur im Besonderen.

Letztlich ist der Stellenwert der politischen Eliten (als sich 1989/90 schnell verändernder Untersuchungsgegenstand) für den Verlauf des Systemwechsels aber ebenso wenig eindeutig wie das Verhältnis zwischen dem Ausmaß von Konflikten und der Bildung gefestigter Demokratien. So ging aus der Transformation, die sich in der DDR bzw. in den neuen Bundesländern vollzog, schließlich eine auf Ausgleich und Kompromiss basierende politische Kultur hervor. Dagegen überdeckte der konsensuale Systemwechsel in Ungarn offenbar Auseinandersetzungen und legte diese sogar still. Hier setzte in den späten 1990er Jahren eine politische Polarisierung ein, die bis zur Gegenwart anhält. Zweifellos hätte eine Erweiterung des Untersuchungszeitraums den Rahmen der ohnehin komplexen vergleichenden Studie gesprengt. Jedoch wird bei der Interpretation der Untersuchungsbefunde die schon in den 1990er Jahren (u. a. von Helmut Wiesenthal) betonte Sonderrolle der Transformation in Ostdeutschland nur unzureichend berücksichtigt: Hier ging der Systemwechsel – zumindest in der zweiten und dritten Phase – mit einer asymmetrischen staatlichen Vereinigung einher. Zudem ist die Zuordnung der im Einzelnen instruktiven Erkenntnisse gelegentlich zu schematisch. So wird die konkrete Ausprägung und Bedeutung „konsensualler“ und „dissensualler“ Prozesse in den drei Stadien der Transformation nicht durchweg klar. Auch setzt der Verfasser sprachlich wiederholt „Kommunismus“ und „Sozialismus“ gleich (wie schon der Untertitel suggeriert) – eine Praxis, die sich leider auch in der öffentlichen Diskussion verbreitet hat.

Ungeachtet dieser Einwände sind die Befunde des Buches besonders wegen seiner vergleichenden Anlage für die Zeitgeschichtsschreibung instruktiv, die sich in den letzten Jahren zunehmend der Entwicklung der kommunistischen Diktaturen in den 1980er Jahren zugewandt hat.

ARND BAUERKÄMPFER
Berlin

VSWG 104, 2017/1, 89–91

Frank Zelko

Greenpeace. Von der Hippiebewegung zum Ökokonzern

(Umwelt und Gesellschaft 7). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, 358 S.

(8 Abb.), 35,00 €.

(engl. Original: Make It a Green Peace! The Rise of a Countercultural Environmentalism. OUP 2013)

Hans-Ulrich Wehler (1931–2014) war laut eigenem Bekenntnis dem Leitbild „Modernisierung“ seiner jungen Jahre verhaftet; und doch geschah es, dass er, dessen Sozial-Strukturgeschichte keine Helden kennt, die Frage eines Interviewers, ob es für ihn in der heutigen Zeit Helden gebe, zur Verblüffung von Wehler-Kennern bejahte. Ja es gebe sie: die „Regenbogenkämpfer“ von Greenpeace. Und auch am Ende der Lektüre des vorliegenden Buches, der bislang besten Geschichte der ersten Greenpeace-Dekade, mag man das Helden-Prädikat berechtigt finden. Dabei bietet Frank Zelko,

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

gebürtiger Australier und Professor für Geschichte und Umweltforschung (so etwas gibt's dort!) an der University of Vermont, alles andere als eine zielbewusste heroische Geschichte, vielmehr ein oftmals zermürbendes Zickzack und Hickhack voller Konfusionen und Rivalitäten.

Während heute David McTaggart (1932–2001), auf seiner „*Rainbow Warrior*“ wie nur je einer *Captain next God* und zuerst durch seine Protestfahrt gegen französische Atomtests im Südpazifik 1972 berühmt, vielfach als Gründervater von Greenpeace gilt, kommt er in dieser Darstellung über weite Strecken kaum vor; seine Machtergreifung – der Begriff ist hier ganz treffend – bildet vielmehr das Finale, das den Wandel „von der Hippiebewegung zum Ökokonzern“ besiegelt. Die zentrale Figur ist weit eher der sich in wildem Auf und Ab fortwährend durch Drogen anturnende Bob Hunter, den McTaggart in seinen Memoiren (dt.: *Rainbow Warrior: Ein Leben gegen alle Regeln*, München 2001, S. 147) nur nebenbei als Anführer jener „Hippiebande“ erwähnt, deren Entmachtung er selbst betrieb. Aber eben die Hippiebewegung ist für Zelko der wahre Ursprung von Greenpeace, in Spannung allerdings zu einer durchaus andersartigen, hierzulande wenig bekannten Wurzel: dem Quäkertum. Wer als ein Max Weber redivivus die „protestantische Ethik und den Geist des Ökologismus“ als „Wahlverwandschaft“ entdecken möchte, findet hier manche Belege; öfter noch allerdings drängt sich der Verdacht auf, dass das LSD als Antrieb wirksamer war als die Ökologie.

Die Gesamtlinie der Darstellung geht dahin, in aller Breite zu zeigen, dass die Mehrzahl der Gründer von Greenpeace eigentlich alles andere als eine seriöse Umwelt-NGO im Sinn hatten. Ein Bob Hunter schwelgte in *New-Age*-Phantasien: Greenpeace sollte nichts weniger als weltweit ein neues Bewusstsein, ein neues *High*-Gefühl ausstrahlen. Für die pazifistischen Quäker stand der Protest gegen die Atomwaffen im Zentrum – stattdessen konzentrierte sich Greenpeace, dem Meer verhaftet, in der Folge auf den Kampf gegen den Walfang, obwohl McTaggart in seinen Memoiren (S. 149) gesteht, dass er „eigentlich gar kein besonderer Tierfreund“ war und ihm der Fanatismus des späteren Greenpeace-Apostaten Paul Watson und der britischen Tierschützer auf die Nerven ging. Wenn die Wale für Greenpeace zu den „Buddhas der Weltmeere“ wurden, erklärt Zelko (S. 157 ff.) dies aus der Entdeckung, dass die Gehirne dieser Riesen der Meere denen der Menschen weit überlegen seien. Aber gewiss war auch ein *Publicity*-Kalkül stark im Spiel, denn die Faszination durch die Wale reicht viel weiter zurück: Wie Anna-Katharina Wöbse (*Weltnaturschutz*, Frankfurt 2012, S. 171 ff.) zeigte, gab es schon im Völkerbund der 1920er Jahre Walschutz-Initiativen, ja selbst Melvilles Kapitän Ahab, der in den Walen den Leviathan jagte, ist tief bewegt, als ein sterbender Wal einen letzten Blick der Sonne zuwirft: „Auch er betet sie an, das treueste, größte und adligste Kind der Sonne!“ Bei Zelko ein typisches Erweckungserlebnis späterer Walschützer!

Ähnlich wie Grzimek bei seinem Engagement für die Elefanten der Serengeti mobilisierte Greenpeace hier Emotionen in der Tiefe der Seele des Kulturmenschen. Rein ökologisch lässt sich die Konzentration auf den Schutz solcher Großtiere nicht begründen; da könnte man eher für die Regenwürmer kämpfen. Auch dies ist ein pikanter Aspekt dieser Darstellung: Das Verhältnis von Greenpeace zur Ökologie war keineswegs spannungsfrei. Besondere Aufmerksamkeit widmet Zelko dem Ökologen Patrick Moore, der sich schließlich enttäuscht von Greenpeace trennte und 2010 „*Confessions of a Greenpeace Dropout: The Making of a Sensible Environmentalist*“ publizierte: Nicht nur aus seiner Sicht war Greenpeace zu einem Unternehmen mutiert, in dem alles um Medieneffekte und dadurch bewirkte Einwerbung von Spendengeldern kreiste.

Auch Zelko ist es nicht gelungen, in das Greenpeace-Archiv hineinzukommen; aber er hat sich

alle Mühe gegeben, dieses Manko durch eine Fülle von Interviews und persönlichen Unterlagen der Befragten zu kompensieren. Seine Darstellung ist von Anfang bis Ende brillant geschrieben und all solchen Lehrern als Urlaubslektüre zu empfehlen, deren Schüler sich bislang in der Umwelterziehung langweilen. Alles in allem handelt es sich um eine gelungene Kombination von Reportage und Analyse, auch wenn die packenden Stories die Aufmerksamkeit des Lesers oft von Fragen solcher Art ablenken, was die Karriere von Greenpeace über Grundcharakter und Erfolgchancen der Umweltbewegung besagt. Max Webers Konzept der „charismatischen Herrschaft“ greift hier offenkundig besser als das allzu fade Modell der „neuen sozialen Bewegungen“. Auch für die der charismatischen Gründerphase laut Weber unweigerlich folgenden Prozesse der Rationalisierung, Bürokratisierung und Veralltäglichen dürfte die spätere Geschichte von Greenpeace nicht wenig Material bieten; aber diese ernüchternde Geschichte bleibt bei Zelko weithin draußen. Ein bei aller Kürze hochspannender Appendix handelt von den Anfängen von Greenpeace Deutschland, das in nur einem Jahrzehnt die amerikanischen Gründer überflügelte. Aber diese Wende bleibt bei Zelko marginal, ebenso die öffentliche Selbstreflexion von Greenpeace angesichts des peinlichen Nachspiels der Aktion gegen die Versenkung der Ölplattform *Brent Spar* 1995, als herauskam, dass Greenpeace mit weit überzogenen Zahlen von der drohenden Meeresverschmutzung operiert hatte (Greenpeace (Hg.): *Brent Spar und die Folgen. Analyse und Dokumente zur Verarbeitung eines gesellschaftlichen Konfliktes*, Göttingen 1997). Kein Zweifel: Die Geschichte von Greenpeace mit samt all ihren weiteren Kontexten bietet noch Stoff genug für künftige Historiker.

JOACHIM RADKAU

Bielefeld

B. Allgemeine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

VSWG 104, 2017/1, 91–92

Dariusz Adamczyk

Silber und Macht. Fernhandel, Tribute und die piastische Herrschaftsbildung in nordosteuropäischer Perspektive (800–1100)

(Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien 28). Harrassowitz, Wiesbaden 2014, 386 S. (12 Abb., 102 Tab.), 60,00 €.

In seiner Hannoveraner Habilitationsschrift widmet sich Adamczyk den Edelmetallströmen in Ostmitteleuropa. Während Historiker und Numismatiker sich lange Zeit auf die Bearbeitung und Analyse der schwedischen Schatzfunde der Wikingerzeit konzentriert haben, die ca. 80.000 orientalische, 45.000 englische und 85.000 deutsche Münzen aufweisen, wurden Russland und Ostmitteleuropa weniger systematisch behandelt. In seiner Arbeit möchte Adamczyk daher ein neues und genaueres Bild des Münzeinflusses bieten und gleichzeitig die arabischen Silberströme in diese Regionen systematisieren. Er geht dabei sehr detailliert vor und teilt seine Untersuchungsperiode in vier Phasen ein, denen er bestimmte Charakteristika des Silberzuströms zuweist. Dabei versucht er auch, die Träger der dem Silberzuström zugrundeliegenden Handelsnetzwerke zu ana-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

lysieren. So macht Adamczyk für eine erste Phase (800–840) das chasarische Handelsnetzwerk mit seiner Beherrschung der Flusssysteme für den Silbereinstrom verantwortlich, wobei chasarisch-jüdische und muslimische Kaufleute sowie skandinavisch-baltisch-westslawische Seefahrer den Silbertransfer in die multiethnischen Handelsplätze übernahmen. Vor allem die Skandinavier trugen in einer zweiten Phase (840–900) zur Verlagerung der Silberströme nach Schweden und insbesondere nach Gotland bei. In der nächsten Phase (900–990) waren es dann die dynamischen Machteliten Polens, die über Tribute das Silber in ihrem Herrschaftsgebiet zu kumulieren versuchten. Die letzte Phase (990–1120) sah schließlich eine Herrschaftskonsolidierung in den von der Dynastie der Piasten eroberten Gebieten. Diese basierte nach Adamczyk auf drei Säulen: auf den Tributen der beherrschten Provinzen, auf den Diensten und Abgaben der einheimischen großpolnischen Bevölkerung sowie auf Raub- und Beutezügen in andere Länder. Die Monetarisierung in Polen selbst blieb gering, da die Piasten es nicht vermochten, dauerhaft eine eigene Münzprägung in ihren Territorien durchzusetzen. Die Frage wäre hier, ob die naturalwirtschaftlich organisierten Territorien der Piasten einer Münzprägung bedurften bzw. ob Münzen für alltägliche ökonomische Transaktionen überhaupt benötigt wurden. Entsprechend sieht Adamczyk die Münzprägung in erster Linie im Kontext des zentralen ökonomischen Elements der piastischen Politik, der Ressourcenabschöpfung. So schreibt er der piastischen Münzpolitik vor allem eine fiskalische Funktion zu, nämlich „Gerichtsstrafen, Marktabgaben und teilweise auch Steuern in monetärer Form zu erheben und die Abhängigkeit von den externen Einflussfaktoren so gut wie möglich zu reduzieren“ (S. 274 f.).

Insgesamt hat Adamczyk aus dem gleichermaßen reichen wie spröden Quellenmaterial zahlreiche neue Erkenntnisse gewonnen und ein makroökonomisches Bild der Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas vom 9. bis 11. Jh. skizziert. Die nächste Aufgabe sollte darin bestehen, vielleicht auch die Mikroökonomie des Fernhandels in derselben Zeit zu analysieren und nachzuzeichnen.

MICHAEL NORTH
Greifswald

VSWG 104, 2017/1, 92–94

Esben Sloth Andersen

Joseph A. Schumpeter. Eine Theorie der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Evolution

Duncker & Humblot, Berlin 2015, 313 S., 29,90 €.

Der Verfasser hat bereits 1994 ein umfangreiches Hauptwerk in englischer Sprache (Schumpeter's Evolutionary Economics. A Theoretical, Historical and Statistical Analysis of the Engine of Capitalism. London 2009) zum gleichen Thema publiziert und macht in der vorliegenden Fassung dem deutschen Leser den Zugang zu seinen Erkenntnissen und zum Verständnis des bedeutenden und gegenwärtig wieder höchst aktuellen Denkers leichter. Dies ist in höchstem Maße begrüßenswert, zumal er dessen Gesamtwerk nicht, wie in wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen zumeist üb-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

lich, in chronologischer Weise ordnet, sondern einer anderen Sicht folgt. Ihm erscheint es wichtig – im Hinblick auf die Entwicklung einer dynamischen Theorie bei Schumpeter – die Arbeiten der frühen programmatischen Dialoge von den folgenden entwicklungstheoretischen zu unterscheiden und diesen eine späte sozio-ökonomische Synthese hinzuzufügen (Schema, S. 24). Er beschränkt sich dabei also auf eine Würdigung des Beitrags Schumpeters zur Entwicklung einer Dynamischen Theorie des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels, einer evolutionären Ökonomik, ganz so wie im Untertitel des Buches angedeutet. Schumpeters spät bzw. posthum erschienene Arbeiten zur Geldtheorie und Dogmengeschichte spielen in der vorliegenden Darstellung keine Rolle, auch wenn sie zum Verständnis der Person des Forschers wichtig sein mögen (knapp dazu Anette Schäfer: Die Kraft der schöpferischen Zerstörung. Joseph A. Schumpeter. Die Biographie. Frankfurt a. M. 2008, S. 158, mit einigen Hinweisen auf die frustrierenden Erfahrungen Schumpeters nach dem Erscheinen von Keynes Werk „A Treatise on Money“ im Jahr 1930).

Wichtig ist es dem Autor darauf hinzuweisen, dass sich die erste Version der Theorie der ökonomischen Entwicklung von 1912 deutlich von einer zweiten aus dem Jahre 1934 unterscheidet. Darin sieht Andersen einen wichtigen Schritt zur Herausbildung einer „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung als tragfähiges Gegenstück zur ökonomischen Gleichgewichtstheorie“ (S. 17), die die Ökonomik im gesamten 20. Jh. in verhängnisvoller Weise geprägt hat. Mit den von Walras formulierten Lehrsätzen setzte sich Schumpeter in seiner frühen Forschung (Joseph A. Schumpeter: Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie. Leipzig 1908) wohlwollend auseinander, kam dabei aber zu dem Schluss, dass sich dieser Ansatz nur in einer kurzfristig-statischen Analyse sinnvoll anwenden lasse und deshalb einer langfristig-dynamischen Ergänzung bedürfe. Diese versuchte er in seiner Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung (1912) in Umrissen zu skizzieren.

Andersen weist nun darauf hin, dass dieser erste, bis heute immer wieder – zumeist allerdings nur unvollständig – zitierte Versuch in dem bekannten Modell des schumpeterschen dynamischen Unternehmers mündete, demzufolge individuelle Unternehmer auf Wettbewerbsmärkten Neuerungen durchsetzen, durch die wirtschaftlicher Fortschritt generiert wird. Dieses Modell wird vom Verfasser in Anlehnung an die Literatur (Christopher Freeman: The Economics of Industrial Innovation. London 1982, S. 211–214) als das Modell „Mark I“ benannt und vom späteren Modell „Mark II“ unterschieden, in dem Großunternehmen auf oligopolistischen Märkten mit dem gleichen Ergebnis operieren und das von Schumpeter in der Ausgabe seiner Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung von 1934 und den „Business Cycles“ von 1939 entwickelt wurde (S. 21–23). Wobei darauf hinzuweisen bleibt, dass der Titel des letzteren Werks, „Konjunkturzyklen“ in der deutschen Übersetzung, völlig irreführend ist und wohl der Mode der Zeit geschuldet war, während der die moderne Konjunkturforschung begründet wurde und einen raschen Aufschwung erfuhr (Bernd Kulla: Die Anfänge der empirischen Konjunkturforschung in Deutschland 1925–1933. Berlin 1996). Der Beitrag des Werks zur Entwicklung einer evolutorischen Theorie wird durch den Titel eher verschleiert. Schließlich weitete Schumpeter seinen, bis dahin auf die ökonomische Entwicklung begrenzten Ansatz auch auf Politik und Gesellschaft aus und versuchte mit der Arbeit über „Capitalism, Socialism and Democracy“ (1942) eine gesamtgesellschaftliche Analyse der Entwicklung vorzulegen (Modell „Mark III“).

Schumpeters Tragik bestand darin, dass er während seines Forscherlebens stetig gegen den herrschenden Mainstream anschreiben musste - zunächst gegen das dominierende Gleichgewichtdenken der frühen Neoklassik und dann gegen die von Keynes geprägte, lediglich auf kurzfristige

Prozesse angelegte Analyse. Seine Epoche machenden Vorstellungen über Ungleichgewichte und Evolution wurden dadurch an den Rand des wissenschaftlichen Diskurses gedrängt. Allerdings hat er sich erfolgreicher als Keynes gegen eine Verballhornung seiner Theorie durch mathematische oder graphische Formalisierung gewehrt. Während Keynes John Hicks in dieser Sache keinen Einhalt bot, wurde ein ähnliches, von Gustav Stolper vorgebrachtes Ansinnen durch Schumpeter strikt abgelehnt.

Andersens Buch bietet deshalb alles in allem nicht nur eine kenntnisreiche Auseinandersetzung mit dem Werk Joseph A. Schumpeters, sondern auch zahlreiche Anregungen zu einer Beschäftigung mit den Fragen einer höchst aktuellen evolutorischen Ökonomik.

TONI PIERENKEMPER

Münster

VSWG 104, 2017/1, 94–95

Wolfgang Behringer

Tambora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte
Beck, München 2015, 398 S. (16 Abb., 4 Karten), 24,95 €.

Die Explosion des Vulkans Tambora in Indonesien 1815 und die globalen Auswirkungen dieser Katastrophe in den Folgejahren haben in der englischsprachigen Historiographie und in den Medien ein größeres Echo gefunden. „Jahre ohne Sommer“, die durch Vulkaneruptionen ausgelöst wurden und misserntebedingte Wirtschaftskrisen zur Folge hatten, sind seit dem Mittelalter belegt; doch ist die Krise von 1816/17 die schwerste und die am besten dokumentierte. Behringer hat darüber die bisher wohl vollständigste Synthese verfasst. Er geht ausführlich auf die verheerenden Folgen der Katastrophe im indonesischen Archipel ein, die in der älteren Historiographie nur am Rande erwähnt sind, und bezieht Nordamerika, Indien und China in die Betrachtung ein.

Ein besonderes Augenmerk gilt den sozialen und kulturgeschichtlichen Auswirkungen der Krise in Europa. Behringer schildert, vorwiegend am Beispiel Deutschlands und der Schweiz, den seit Ernest Labrousse bekannten Krisenmechanismus – die durch großräumige Missernte bedingte Lebensmittelerhöhung, den Nachfragekollaps nach Dienstleistungen und gewerblichen Gütern, den Anstieg der Mortalität sowie das Überhandnehmen von Bettel und Kriminalität. Dann bezieht er die politischen Begleiterscheinungen der Krise mit ein, den Wettlauf um Handelschranken und Ausfuhrsperrern, die Angriffe auf Getreidetransporte in Frankreich, die Teuerungsdemonstrationen in England (*Spa Field Riots*), das Aufbraten des Antisemitismus sowie die Maßnahmen der Regierungen.

Reizvoll sind die kulturgeschichtlichen Aspekte: Die außergewöhnliche Witterung – von Mai bis Juli 1816 fiel fast ununterbrochen kalter Regen – forderte Erklärungen: Teilweise wurde auf den frühneuzeitlichen Topos von Gottes Zorn zurückgegriffen, und in den Zeitungen machte im Juli eine Prophezeiung die Runde, die das nahe Weltende durch ein unmittelbar bevorstehendes Erlöschen der Sonne ankündigte. Erweckungsbewegungen wie der Pietismus und die katholische Sekte der Pöschlianer bekamen 1817 Auftrieb. Die bekannteste Figur war die dem russischen Zaren nahe-

stehende schwerreiche Baronin Juliane von Krüdener, die, wo sie auftauchte, nicht nur karitative Aktionen ankurbelte, sondern auch die sozialen Unterschiede geißelte. Unter den von Behringer erwähnten Fernwirkungen der Krise ist vor allem die globale Ausbreitung der Cholera zu erwähnen, indem der in Indien endemische Erreger unter den klimatischen Bedingungen – extreme Dürre gefolgt von extremen Niederschlägen – zu einem epidemischen mutierte.

Im Ganzen gesehen legt Behringer eine gut lesbare Synthese vor, doch hat er die Tendenz, die längerfristige Bedeutung der Krise für die Ereignisse in den folgenden Jahren – von der Erfindung der Draisine über den Siegeszug der Dampfschiffahrt bis zum Völkermord in Tasmanien – zu überzeichnen. Bedenkenswert für Gegenwart und Zukunft sind seine abschließenden Folgerungen, so namentlich: „Sozialvorsorge kann am besten durch die lokalen Behörden organisiert werden.“ Und: „Hungersnot lässt sich nicht mit Freihandel beheben.“ (S. 322)

CHRISTIAN PFISTER
Jegenstorf/Bern

VSWG 104, 2017/1, 95–96

Diana Egermann-Krebs

Jacob Fugger-Babenhausen (1542–1598): Güterpolitik und Herrschaftspraxis
(Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft. Reihe 4: Studien zur Fuggergeschichte 34 / Studien zur Fuggergeschichte 43). Wißner, Augsburg 2015, 515 S. (29 Abb.), 34,80 €.

Mit ihrer 2012 abgeschlossenen Augsburger Dissertation über Jacob Fugger-Babenhausen, den Großneffen des berühmten „Reichen“ gleichen Namens, betritt die Verfasserin in mehrerer Hinsicht Neuland: Zum einen würdigt sie die Lebensleistung des in der bisherigen Forschung eher als Luftikus und „Verschwender“ charakterisierten vierten Sohnes von Anton Fugger auf einer breiten Quellengrundlage erstmals ausgewogen. Zum anderen nimmt sie sein Haupttätigkeitsfeld, den Erwerb von Gütern, deren Verwaltung und die hierzu gehörende Herrschaftsausübung eines Landadeligen zentral in den Blick, war Jacob doch derjenige, der in seiner Generation der Anton-Linie den mit Abstand größten Anteil am Gütererwerb besaß, während seine Brüder Marx und Hans weiterhin den Handel in den Vordergrund ihrer Aktivität stellten. Damit zeichnet Egermann-Krebs schließlich das Bild eines außergewöhnlichen Vertreters seiner Familie neu, der als erster in der Familie Gütererwerb und Herrschaftspraxis als „Lebensaufgabe“ begriff und dessen Herrschaftsstil sie zu Recht als „patriarchalisch“ und „akzeptanzorientiert“, letztlich für die Zeit als sehr modern charakterisiert.

Ihre Studie gliedert die Verfasserin in vier Hauptteile, deren erster den aktuellen Forschungsstand umreißt und die Biographie des in der Forschung bislang „unbekanntes“ (und vielleicht auch verkannten) Jacob Fugger-Babenhausen skizziert. Im zweiten Teil werden die Grundlagen der Fugger'schen Geschäftstätigkeit, Handel und Finanzwesen, in ihrer Bedeutung für Jacob herausgestellt. Dieser beteiligte sich zwar nicht am Handelsgeschäft, besaß aber gleichwohl an der gemeinen

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Kasse seinen Anteil, welchen er für den Gütererwerb kräftig nutzte. Einige wenige Kreditvergaben Jacobs dienten eher der sozialen Netzwerkpflege, als dass sie einen Geschäftszweig *sui generis* dargestellt hätten. Kernpunkte der Arbeit sind freilich die Teile 3 und 4, die zunächst detailliert den Erwerb der einzelnen Besitzungen des „Babenhausener Fuggerlandes“ und dann die Herrschaftsausübung Jacobs als Leib-, Grund-, Gerichts- und Patronatsherr untersuchen. Dabei werden auch die mannigfaltigen sozialen Unterstützungs- und Fürsorgeleistungen Jacobs für seine Untertanen herausgestellt.

Jacob Fugger-Babenhausen erscheint nach der Studie von Egermann-Krebs als eine außergewöhnliche Persönlichkeit und ein besonderer Vertreter seiner Familie: Wie seine beiden älteren Brüder Marx und Hans erkannte er die zunehmende Risikobehaftung von Handels- und Finanzgeschäften bei gleichzeitig sinkender Rentabilität, doch war er der einzige, der aus dieser Erkenntnis eine in dieser ausschließlichen Form neue Geschäftsstrategie – den Erwerb von einträglichen Besitzungen unter Hintansetzung von Handel und Finanzgeschäften – ableitete und diese zur Sicherung von Vermögenswerten für sich, seine Frau und seine Nachkommen konsequent verfolgte. Zur Durchsetzung dieser Strategie scheute er weder die Entnahme großer Summen aus der gemeinen Kasse – Gelder, die er damit dem Handelskapital der Brüder entzog – noch den daraus resultierenden Konflikt innerhalb der Anton-Linie in den 1590er Jahren. Jacob kann somit als der am ‚modernsten‘ denkende der drei überlebenden Söhne von Anton Fugger gelten. Er sah im klassischen Handels- und Finanzgeschäft keine rechte Zukunft mehr und setzte stattdessen ausschließlich – nicht auch, wie seine Brüder – auf das Immobiliengeschäft. Dies hatte freilich, wie die Verfasserin zu Recht herausstellt, nicht nur ökonomische Konsequenzen, sondern führte auch zur Veränderung des Lebens- und ‚Berufsinhalts‘ des so Handelnden: Jacob wurde – deutlich stärker als seine Brüder – zu einem patriarchalisch-fürsorglichen Landadeligen, der auf die Akzeptanz seiner sozialen Umgebung – von seinen (hoch)adeligen Nachbarn bis hinauf zum Kaiser – angewiesen war und alles dafür tat, diese zu erhalten.

Es ist das große Verdienst von Diana Egermann-Krebs, mit ihrer sehr gelungenen, quellsensitiven, kenntnisreichen und gut geschriebenen Dissertation diese bislang verkannte, innovative Persönlichkeit der Fugger-Familie in ihrem ökonomischen, politischen und sozialen Wirken neu gewürdigt und für die künftige unternehmenshistorische Forschung – weit über die Familie Fugger hinaus – als Beispiel eines nachhaltig denkenden und wirtschaftenden Unternehmers erschlossen zu haben.

MARKUS A. DENZEL

Leipzig



VSWG 104, 2017/1, 97–98

Ernst Fischer / Reinhard Wittmann (Hg.)

**Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 3:
Drittes Reich, Teil 1**

De Gruyter, Berlin/Boston 2015, 458 S., 159,95 €.

Der nächste Baustein im Großprojekt der „Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert“ ist gesetzt. 2001 und 2003 erschienen die ersten beiden Teilbände von Band 1 der Reihe, orchestriert von der Historischen Kommission des Börsenvereins des deutschen Buchhandels, über das Kaiserreich bei der Buchhändler-Vereinigung GmbH, bevor 2007 Band 2/1: Weimarer Republik, bei K. G. Saur herauskam. Seit dem 2010 nachgeschobenen Band 1/3 zum Kaiserreich übernahm der Verlag De Gruyter die Verantwortung, wie auch für vorliegenden Teil 1 von geplanten drei Teilen des dritten Bandes zum „Dritten Reich“. Ein vierter und fünfter Band sollen dereinst die BRD und DDR behandeln, in welchem Verlag auch immer. In den Bibliotheken – allein für sie sind die teuren Werke gedacht – werden die Bände beieinander stehen. Aber in Verlagsprospekten und im Internet ist es schwierig, ihren Zusammenhang zu durchschauen. Selbst Amazon ist angesichts dreier verschiedener Verlagsorte überfordert und empfiehlt immer nur jeweils denselben.

Das Projekt nötigt größten Respekt ab. Es wird „auf absehbare Zeit die umfassendste wissenschaftliche Befassung mit der Buchhandels- und Verlagsgeschichte dieses Zeitraums bleiben, die auf intensiven Forschungen und Mitwirkung ausgewiesener Fachleute beruht“, erklärt Heinrich Riethmüller, Vorsteher des Börsenvereins, im Geleitwort. In der Tat sind alle fünf Autoren und die Autorin ausgewiesene Experten ihres Bereichs. Allein Jan-Pieter Barbian, bekannt durch einschlägige Publikationen zur Literaturpolitik im „Dritten Reich“, hat die Hälfte des Buches geschrieben (S. 7-227). In den ersten vier Kapiteln behandelt er die Arbeits- und Lebensbedingungen der Schriftsteller, die organisatorische, personelle und rechtliche Neuordnung des deutschen Buchhandels (darunter die Gleichschaltung des Börsenvereins und die Arisierungen), die Marktverhältnisse, schließlich Leser und Leserlenkung.

Um weniger aufregende Themen kümmern sich die beiden Folgekapitel (Kap. 6 u. 7). Der Buchherstellung und -gestaltung ab 1933 kann dank Wilhelm Haefs durchaus etwas abgewonnen werden, und für das NS-Regime wird sogar ein Kapitel zum Zwischen- und Kommissionsbuchhandel interessant, geschrieben von Thomas Keiderling. Literarische/belletristische Verlage differenziert Reinhard Wittmann, seit den 1980er Jahren im Vorsitz der Historischen Kommission, in NS-Verlage, Sympathisanten, Mitläufer, konservativ-bürgerliche und „System“-Verlage der Republik. Die Handlungsspielräume wissenschaftlicher Verlage beschreibt zuverlässig Ute Schneider, die Spielräume des Lexikonverlags lotet Keiderling aus, insbesondere die Probleme von Brockhaus und Meyer.

Auch wenn der Band sich ausdrücklich nicht als „Ort, an dem Thesen diskutiert werden sollen“, versteht, wie die Herausgeber in der Einleitung einräumen (S. 3), sondern nur Grundlegendes und Basisdaten bereitstellen will, was passagenweise zur mürben Lektüre wird, ist er doch reich an Beobachtungen und Einsichten. Auch klare Positionen werden bezogen, etwa gegen Verlage, die bis heute ihr Widerstandsmärchen verkaufen. Bei aller Repression wurden weiterhin Bücher aus dem Ausland übersetzt und wurden deutsche Bücher, teils unterstützt mit einer Geheimsubvention von

25 Prozent Preisnachlass, ins Ausland abgesetzt. Trotz der Gleichschaltung gab es auch Selbstkritik an der oft einförmigen, „verlogenen“ Dichtung, die „nun alles von Saft, Kraft, Blut und kernigem Stolz strotzen“ lasse, „um Acker und Bauer zu preisen“ (S. 306: G. Haupt, 1934).

Vor allem wird man noch einmal an die Widersprüche eines unberechenbaren Systems und das Ämterchaos der Überwachungs- und Steuerungsorgane erinnert. Die im November 1933 gegründete RSK unterstand der RKK des RMVP, in dem aber in Sachen Weltanschauung seit 1934 auch die Reichsschrifttumsstelle und die Schrifttumsabteilung zuständig sein wollten. Sie konkurrierten nicht nur untereinander, sondern auch mit der PPK und mit Alfred Rosenbergs Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, bevor im Krieg noch das OKW als Zensurbehörde hinzukam. Freilich, ein Abkürzungsverzeichnis würde denjenigen sehr helfen, die das Buch als Nachschlagewerk nutzen und nicht komplett lesen. Was soll der unbescholten Durchblätternde von FAB und B. I. halten? Die Auflösung der Abkürzungen in der Reihenfolge ihres Auftretens: Reichsschrifttumskammer, Reichskulturkammer, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Parteiamtliche Prüfungskommission, Oberkommando der Wehrmacht, F. A. Brockhaus, Bibliographisches Institut (wo Meyers Lexikon erschien). Ein Register soll erst in Band 3/2 erscheinen, aber ein hilfreiches Interimsregister liegt bereits digital vor: <http://www.boersenverein.de/de/457760>. Man kann versichert sein, dass die Folgebände die souveräne Analyse der Komplexität buchhändlerischer Spielräume im Nationalsozialismus auf dem vorgelegten soliden Niveau fortführen werden.

OLAF BLASCHKE

Münster

VSWG 104, 2017/1, 98–99

Jonas Flöter / Gerald Diesener (Hg.)

Karl Lamprecht (1856–1915). Durchbruch in der Geschichtswissenschaft

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015, 357 S., 19,00 €.

Wohl kaum ein anderer deutscher Historiker ist während seiner Schaffenszeit so sehr verfehmt worden, um nun 100 Jahre nach seinem Tod so sehr gefeiert zu werden. Schon beim Gedenken zum 150. Geburtstag Lamprechts im Jahre 2006 war etwas von der Neubewertung zu spüren, die in den letzten 30 Jahren in der deutschen Geschichtswissenschaft vorgenommen wurde. Nun liegt mit dem hier anzuzeigenden Sammelband eine eindrucksvolle Bilanz dieser neuen Sicht vor.

Lamprecht, der eigenwillige und überaus findige Wissenschaftsorganisator, dem nicht nur die Gründung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, sondern auch eines eigenen geschichtswissenschaftlichen Forschungsinstituts „für Kultur- und Universalgeschichte“ in Leipzig zu verdanken ist, wird gemeinhin mit dem „Methodenstreit“ der 1890er Jahre in Verbindung gebracht, der an Heftigkeit den „Historikerstreit“ der 1980er Jahre weit in den Schatten stellt.

Im Vorfeld des Gedenkens an den 100. Todestag dieses schillernden deutschen Historikers fand im Februar 2014 an Lamprechts Bildungsstätte, der Landesschule Pforta, ein großes Symposium statt. Natürlich war hier der „Methodenstreit“ einer der Schwerpunkte, aber das Programm der

Tagung und damit der Aufbau des Sammelbandes blieben erfreulicherweise nicht dabei stehen. In vielfältiger Weise wurde der Versuch unternommen, sich der Person, dem Werk und der Wirkung Karl Lamprechts aus unterschiedlichen Perspektiven zu nähern. Der Band ist dementsprechend in fünf Abschnitte gegliedert. Er beginnt mit „Wege zur Wissenschaft“, gefolgt von „Geschichtstheorie“, „Methodenstreit“, „Universitätsreform“ und „Lamprecht heute“.

Der biographische Ansatz im ersten Teil nimmt nicht von ungefähr Bezug auf den Ort der Tagung (Petra Mücke: Karl Lamprecht als Schüler der Landesschule Pforta), der auch in anderen Abschnitten eine Rolle spielt (Ulrich Muhlack: Leopold von Ranke und Karl Lamprecht; Jonas Flöter: „Mit besonderen Empfindungen“. Wilhelm Herbst und Karl Lamprecht – ein Lehrer-Schüler-Verhältnis?), aber er geht unter mehreren Gesichtspunkten auf das Leben Lamprechts ein. Gewisse Redundanzen sind da nicht zu vermeiden, wirken aber nicht störend, sondern eher bereichernd, wenn etwa Bernhard vom Brocke und Matthias Middell denselben Sachverhalt jeweils aus ihrer Sicht beleuchten. Dem Rezensenten hat allerdings in den biographischen Beiträgen eine Berücksichtigung des Wirkens Lamprechts im Rheinland gefehlt, auf das nur vom Brocke etwas eingeht. Die Gründung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und die Etablierung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, das sich seit seiner Gründung nach dem Ersten Weltkrieg einer Kulturgeschichte Lamprecht'scher Prägung verpflichtet sah, finden kaum Erwähnung. Der kenntnisreiche Aufsatz von Günther Schulz zu Karl Lamprecht in dem 2013 veröffentlichten Band „150 Jahre Historisches Seminar. Profile der Bonner Geschichtswissenschaft“ ist leider zu spät erschienen, um von den Autoren des Lamprecht-Bandes noch zur Kenntnis genommen worden zu sein.

Doch sollte dieser Einwand nicht zu schwer wiegen angesichts der Fülle an Themen, die hier behandelt werden. Allein der zweite Abschnitt (Geschichtstheorie) führt weit über Lamprecht hinaus, indem dieser mit Leopold von Ranke, Friedrich Meinecke und Henri Pirenne in Beziehung gebracht wird. Katja Naumann öffnet sogar den Blick für die Reaktionen auf Lamprecht an den Universitäten von Chicago, Columbia und La Plata. Auch Lamprechts Rolle in der „Gesellschaft für Hochschulpädagogik“ und als Hochschulreformer wird nicht vergessen. Katrin Bürgels Beitrag über die Hochschulreform, ursprünglich erschienen im Archiv für Kulturgeschichte im Jahr 2008, wird ergänzt durch die Edition eines bis dahin unbekanntes Textes Lamprechts vom April 1914 über „Erwägungen über die Fortentwicklung unserer Universitäten, und Mitteilung über die Entstehung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte“. Sehr geschickt war es, den Beitrag von Roger Chickering, dem wohl bedeutendsten Lamprecht-Biographen, ans Ende des Bandes zu stellen. Chickering war auf der Tagung selber verhindert, und was er schreibt, ist nicht ein eigener Beitrag zu Lamprecht, sondern eine Kommentierung und Würdigung der übrigen Beiträge des Buches. Dadurch wird der ohnehin sehr informative Band gelungen abgerundet.

Das Thema Kulturgeschichte ist weit, und es ist nicht allein auf Lamprecht zu reduzieren. Auch innerhalb des „Belagerungsringes“ (Lars Deile) der Kulturgeschichtler der 1890er Jahre gab es deutliche Differenzen. Der hier vorliegende Band kann das nicht alles erschöpfend behandeln. Aber er gibt einen sehr guten Überblick über das Phänomen und erschließt dem Leser ein weites Feld an Hinweisen, Informationen und Überlegungen, was das Buch auf jeden Fall empfehlenswert macht.

THOMAS BECKER

Bonn

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

VSWG 104, 2017/1, 100–101

Jess Gilbert

Planning Democracy. Agrarian Intellectuals and the Intended New Deal (Yale Agrarian Studies Series). Yale U. P., New Haven, Conn. / London 2015, 365 S., 36,99 €.

Wenn Historiker/-innen das Verhältnis von Staat und Gesellschaft in der Moderne erörtern, zählt James Scotts Konzept des *high modernism* zum begrifflichen Standardrepertoire. *High modernism* meint die planmäßige, auch gegen Widerstände durchgesetzte Umwälzung gesellschaftlicher Verhältnisse durch einen bürokratischen Zentralstaat, getrieben von der Utopie wissenschaftlich-technischen Fortschritts. So etwa wertet Scott die Agrarpolitik des US-amerikanischen New Deal als Ausdruck hochmodernistischer Planung, die auf eine industrialisierte Landwirtschaft nach dem Modell der Fabrik – auf Kosten der kleinen und mittleren Familienbetriebe – abgezielt habe. Die in der von Scott herausgegebenen Reihe *Yale Agrarian Studies Series* erschienene Monographie von Jess Gilbert hat sich zum Ziel gesetzt, diese Einordnung zu revidieren. Gilbert konfrontiert Scotts *high modernism* mit dem Konzept des *low modernism*, der gesellschaftliche Entwicklung nicht auf elitär-autoritäre, sondern auf populär-demokratische Weise in Gang zu setzen suchte. Demgemäß habe eine Gruppe von im Mittleren Westen sozialisierten Agrarintellektuellen eine dezidiert „demokratische“, an der partnerschaftlichen Kooperation von zentralstaatlichen Experten und dezentralen Akteuren orientierte Planungsstrategie mit dem Ziel sozialer Wohlfahrt und ökologischer Nachhaltigkeit verfolgt. Soviel vorweg: Gilberts Erzählung ist – wie Scott im Klappentext selbst einräumt – „definitive, scrupulously documented, and revelatory“.

Das Buch umfasst zehn Kapitel, von denen die letzten acht in zwei Teilen chronologisch angeordnet sind. Das erste Kapitel bietet einen instruktiven Überblick über die Forschungslandschaft zum agrarischen New Deal, in der der Autor seinen revisionistischen Standpunkt verortet. Das zweite Kapitel umreißt die partizipativ-planerische Vision der Agrarintellektuellen, die vor allem in der dritten Phase des New Deal von 1938 bis 1942 – vom Autor als *Intended New Deal* bezeichnet – reale Wirkung entfaltete. Dabei stehen sechs Protagonisten im Mittelpunkt: Henry A. Wallace, Landwirtschaftsminister und danach US-Vizepräsident; M. L. Wilson, stellvertretender Landwirtschaftsminister und danach Leiter des gesamtstaatlichen Beratungswesens; Howard R. Tolley, Chef des einflussreichen *Bureau of Agricultural Economics* (BAE); hinzu kommen Lewis C. Gray, Carl C. Taylor und Bushrod W. Allin in verschiedenen BAE-Leitungsfunktionen.

Der erste chronologische Teil des Buches widmet sich der Vor- und Frühgeschichte des agrarischen New Deal. Im dritten Kapitel skizziert der Autor eine Kollektivbiographie der Agrarintellektuellen: die Kindheit und Jugend im ländlichen Mittleren Westen, die einen familienbetrieblichen, sozialreformerischen und republikanischen Wertekanon vermittelte; die Schul- und vor allem Studienzeit, die radikalreformerische Ansätze der Institutionenökonomie näherbrachte; die frühe Berufslaufbahn, die planerische Erfahrung sammeln ließ. Der Autor verschmilzt die Biographien der sechs *farmboy-turned-social-scientists* zum Typ des „organischen Intellektuellen“ als Vertreter der mittelwestlich-familienbetrieblichen Klasse. Das vierte Kapitel kontrastiert die *low modernists* mit einem anderen Typ von New Deal-Reformern, den *eastern urban liberals* (z. B. Rexford G. Tugwell), die dem von Scott herausgestellten *high modernism* anhängen. Das fünfte Kapitel behandelt die herausragende

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Rolle, die beide Reformergruppen in den ersten beiden Phasen des New Deal zwischen 1933 und 1938 spielten. Entgegen der gängigen Lehrmeinung begreift der Autor die in diesen Jahren geschaffenen Institutionen – *Agricultural Adjustment Administration*, *Farm Security Administration*, *Soil Conservation Service* usw. – nicht als Hauptakte, sondern lediglich als Vorstufen des eigentlichen New Deal.

Der zweite chronologische Teil behandelt die dritte Phase des *Intended New Deal* von 1938 bis 1942. Das sechste Kapitel umreißt das wegweisende *Cooperative Land-Use Program*, das auf kooperative Ausbildung, Forschung und Planung auf verschiedenen Ebenen – von *communities* über *counties* und *states* bis zum reorganisierten *U.S. Department of Agriculture* (USDA) – ausgelegt war. Das siebente Kapitel widmet sich den kooperativen Ausbildungsaktivitäten: moderierten Diskussionsgruppen für Männer und Frauen vom Land und ganzheitlichen („philosophischen“) Schulungen von Beratungs- und Planungsexperten. Das achte Kapitel erläutert die kooperativen Forschungsaktivitäten: die Anfertigung von Landnutzungskarten sowie Berichten zum landwirtschaftlichen Ist- und Sollzustand durch Teams aus Experten und Laien vor Ort. Das neunte Kapitel behandelt die kooperativen Planungsaktivitäten durch gemischt zusammengesetzte Komitees, wobei lokale und regionale Fallbeispiele – in denen eine „sozialdemokratische“ Vision für die ländlichen USA aufblitze – im Mittelpunkt stehen. Das zehnte Kapitel schildert den Abschluss der kooperativen Landnutzungsplanung durch eine Koalition aus Konkurrenten im USDA, gegnerischen Farmlobbies und konservativen Kongressabgeordneten 1941/42 und zieht eine – trotz des negativen Endes – klar positive Bilanz des *Intended New Deal*.

An dem problemgeleiteten, quellengesättigten und klar argumentierenden Buch ist wenig auszusetzen. Trotz seiner offenkundigen Sympathie für den *Intended New Deal* verschweigt der Autor nicht dessen Probleme, etwa die mangelnde Vertretung von Frauen, Landarbeitern und Schwarzen in den Planungskomitees. Transnationale Bezüge, etwa zu den faschistischen und kommunistischen Konkurrenzsystemen der USA, tauchen mehrfach auf, hätten aber eine eingehendere Behandlung verdient. Alles in allem ist Gilberts Buch ein ‚großer Wurf‘ zur Agrargeschichte des New Deal, der auch außerhalb der USA Beachtung verdient.

ERNST LANGTHALER

Linz

VSWG 104, 2017/1, 101–103

Johannes Glaeser

Der Werturteilsstreit in der deutschen Nationalökonomie. Max Weber, Werner Sombart und die Ideale der Sozialpolitik

(Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie 43). Metropolis, Marburg, 2014, 364 S., 38,00 €.

Hans-Ulrich Wehler, dem die Verklärung des Staates durch deutsche Gelehrte stets suspekt war, hat dennoch in seinem letzten, kurz vor seinem Tod erschienenen Buch der deutschen Sozialökonomik vor dem Ersten Weltkrieg ein Lob ausgesprochen. Schmoller und Max Weber hätten damals bereits

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

„einen ungleich weiteren Horizont und schärferen Realitätssinn“ bewiesen als später Hayek, Friedman und andere neoliberale Fanatiker in ihrer „naiven Marktgläubigkeit“, und auch die Neue Institutionenökonomik tue gut daran, sich dieser älteren Tradition zu erinnern (Die Deutschen und der Kapitalismus. München 2014, S. 30–33, 103 ff.; Zitate: S. 30 f.). Reichhaltiges Material dazu bietet die hier anzuzeigende Untersuchung von Johannes Glaeser, in der die wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung innerhalb der deutschen Sozialökonomik näher beleuchtet wird (entstanden als Dissertation bei Bertram Schefold im Projekt ‚Genese von Normen in der ökonomischen Wissenschaft‘ des Frankfurter Exzellenzclusters ‚Herausbildung normativer Ordnungen‘). So einig sich nämlich Schmoller und Weber über die grundsätzliche Notwendigkeit staatlicher Sozialpolitik waren, um die sozialen Verwerfungen des Marktes auszugleichen, so unterschiedlich waren nicht nur ihre sozialpolitischen Vorstellungen als solche, sondern auch und vor allem ihre Haltung in der Frage einer erkenntnistheoretischen Begründung des sozialpolitischen Engagements. Ganz der Tradition der Historischen Schule der Nationalökonomie verpflichtet, sah Schmoller den modernen (preußischen) Staat als Verkörperung einer höheren Sittlichkeit, die über allen partikularen Klasseninteressen stehe und ihre normative Ausrichtung auf das Gemeinwohl dem wissenschaftlichen Fundament einer „ethischen Nationalökonomie“ verdanke, welche selbst wiederum ein Ergebnis des kulturellen Fortschritts sei. Weber dagegen vertrat einen radikalen Deziisionismus, wonach alle Werthaltungen letztlich auf rein persönlichen Entscheidungen beruhen, über die man politisch streiten könne, ja unablässig streiten müsse, die sich aber als solche niemals wissenschaftlich begründen ließen. Er hielt die Auffassung, ‚höhere‘ Werte seien Ausdruck einer höheren Kulturstufe und damit ein ‚objektives‘ Ergebnis der historischen Entwicklung, für gesinnungsethischen Unfug und intellektuellen Selbstbetrug.

Im Verein für Socialpolitik führte dieser „Werturteilsstreit“ (wie er schon damals genannt wurde) über Jahre hinweg zu heftigen Auseinandersetzungen, bis hin zu scharfen persönlichen Zusammenstößen auf den Tagungen in Mannheim (1905), Wien (1909) und Berlin (1914), die auch für öffentliche Aufmerksamkeit sorgten. Glaeser hat all dies ausführlich nachgezeichnet und dabei den Bogen zeitlich denkbar weit gespannt, indem er sich nicht nur auf den Kernzeitraum (1890–1914) und die Hauptkontrahenten beschränkt (neben Schmoller, Sombart und Max Weber vor allem Lujo Brentano und Heinrich Herkner), sondern auch die Vorgeschichte ab den 1840er Jahren (Bruno Hildebrandt, Wilhelm Roscher) und die Nachwehen bis in die frühen 1920er Jahre (Arthur Salz, Edgar Salin) sowie die zum Teil parallel ausgetragenen Konflikte im „Methodenstreit“ zwischen Schmoller und Carl Menger und auf dem Ersten Deutschen Soziologentag 1910 mit einbezieht. Dadurch, dass die Beteiligten mit ihren direkten Diskussionsbeiträgen, aber auch in ihren übrigen Schriften ausführlich zu Wort kommen, entsteht ein lebendiges und insgesamt erfreulich rundes Bild. Allerdings ist dieses Bild auch ziemlich begrenzt, was nicht etwa daran liegt, dass sich Glaeser bei den Quellen fast nur auf das zeitgenössische Schrifttum stützt.¹ Äußerst beschränkt ist seine Perspektive vielmehr dadurch, dass er seine Quellen bzw. deren Autoren weitgehend ‚für sich selbst sprechen‘ lässt und damit eine methodisch ganz altbackene, rein ideengeschichtliche Darstellung liefert, in der sich die Diskussionen um das wissenschaftstheoretische Fundament sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis gleichsam in einem dogmengeschichtlichen Freiraum bewegen, weil der wirtschafts- und sozialgeschichtliche Kontext völlig ausgeblendet wird. Elementare Momente wie der Aufstieg der Sozialdemokratie oder die Anfänge der Sozialpolitik im Kaiserreich werden nicht einmal erwähnt, und selbst grundlegende Überblickswerke wie die von G. A.

Ritter, Tenfelde, Kocka und Wehler sucht man im Literaturverzeichnis vergebens (von Letzterem allein das ‚Dt. Kaiserreich‘ von 1973 [nicht 1983]).

Mag sein, dass Ökonomen hierzulande mit einer solchen reinen Dogmengeschichte älteren Typs immer noch (oder erneut wieder?) zufrieden sind (seit Blaugs ‚Economic Theory in Retrospect‘ sollten sie es eigentlich nicht mehr sein). Für den Historiker bleibt ein schaler Nachgeschmack. Im Hinblick auf das Wechselspiel von Wissenschaft und Sozialpolitik war Dieter Lindenlaub bereits 1967 mit seiner Arbeit über die ‚Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik‘ schon deutlich weiter; und wie sich heute eine kritische Wissenschaftsgeschichte der Ökonomie methodisch zupackend bewerkstelligen lässt, hat Roman Köster mit seiner wirklich exzellenten Studie über die Nationalökonomie in der Weimarer Republik gezeigt (Wissenschaft der Außen-seiter. Göttingen 2011).

- 1 Aus dem Nachlass Schmoller steuert er einen Brief von Brentano an Schmoller vom 8. Oktober 1912 bei (S. 243 f.); aus dem Nachlass Weber dessen Brief an Sombart vom [8. Februar] 1897 (S. 102), leider mit sinnwideriger Lesart: „Rationalismus“ statt „Nationalismus“ (vgl. jetzt Max Weber: Briefe 1895–1902 [MWG II/3]. Tübingen 2015, S. 288).

THOMAS SOKOLL

Hagen

VSWG 104, 2017/1, 103–105

Katrin Keller / Paola Molino

Die Fuggerzeitungen im Kontext. Zeitungssammlungen im Alten Reich und in Italien

(Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 59). Böhlau, Wien 2015, 255 S., 40,00 €.

Der als Fuggerzeitungen bezeichnete Bestand von 27 Bänden handgeschriebener Zeitungen aus den Jahren 1568 bis 1605, der heute in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien aufbewahrt wird, ist der Forschung zwar schon seit Langem bekannt; er hat jedoch in den letzten Jahren durch die Studien von Oswald Bauer, Zsuzsa Barbarics-Hermanik und Cornel Zwierlein eine weitgehende Neubewertung erfahren. Durch diese Arbeiten ist deutlich geworden, dass die Wiener Fuggerzeitungen weder singulär noch Produkte eines internen Nachrichtendienstes der Fuggerfirma waren, sondern als Dokumente eines Nachrichtenmarkts anzusehen sind, der um die Mitte des 16. Jh.s in Italien entstand und sich zwischen 1575 und 1605 auch nördlich der Alpen konsolidierte.

An diese neuen Forschungsperspektiven knüpft der vorliegende Band an, der aus einem vom österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützten Projekt hervorgegangen ist. Im Zuge dieses Projekts wurde der Gesamtbestand der Wiener Fuggerzeitungen einerseits in digitalisierter Form der Forschung zugänglich gemacht; andererseits wurde seine genauere Verortung in der frühneuzeitlichen Medienlandschaft angestrebt. Wie Katrin Keller in ihrer Einleitung ausführt, ging es dabei weniger um inhaltliche Analysen als um eine präzisere

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Bestimmung des Mediums der handgeschriebenen Zeitungen – in Abgrenzung von Nachrichtenbriefen, Gesandtschaftsberichten, Kopien von Dokumenten etc. – sowie um Untersuchungen zur Zirkulation dieses Mediums und seiner Wechselwirkungen mit gedruckten Nachrichten.

Im ersten ihrer zwei Beiträge rekapituliert Keller die Forschungsgeschichte und beschreibt den Bestand der Fuggerzeitungen in quantitativer und geographischer Hinsicht (u. a. durch eine nützliche Kartierung der Absendeorte der Nachrichten). Sie argumentiert, „dass geschriebene Zeitungen ein relativ frei zugängliches Element der Medienlandschaft waren und dass sie von verschiedenen Rezipienten genutzt wurden“ (S. 34 f.). Mehrere in den Fuggerzeitungen nachweisbare Abschriften von Drucken verweisen zudem auf die Intermedialität der handgeschriebenen Zeitungen. Abschließend plädiert Keller dafür, das Erscheinen der ersten gedruckten Zeitung in Straßburg 1605 „stärker in eine Inkubationsphase der modernen Presse ein[zu]ordnen, die das letzte Viertel des 16. und das erste Drittel des 17. Jahrhunderts umfasste“ (S. 38). Ihr zweiter Beitrag vergleicht den Wiener Bestand mit zeitgenössischen Sammlungen handgeschriebener Zeitungen in Dresden, Wolfenbüttel, Meiningen und Leipzig und stellt dabei eine Reihe von Gemeinsamkeiten fest. So konstatiert sie für die Fuggerzeitungen und die Zeitungssammlung der sächsischen Kurfürsten auffällige Gemeinsamkeiten wie die Konzentration auf wenige Absendeorte und eine Schwerpunktverlagerung von West- nach Ostmitteleuropa in den 1590er Jahren. Zahlreiche in Wien und Dresden parallel überlieferte Nachrichten verweisen auf die wichtige Vermittlerrolle Augsburgs. Übereinstimmungen zwischen den Wolfenbütteler und den Dresdener Beständen zeugen überdies von der Nachrichten-zirkulation zwischen deutschen Fürstenhöfen. Insgesamt macht dieser Beitrag die Vielfalt und Komplexität der Nachrichtenkanäle und Vermittlungsinstanzen sehr anschaulich; dem Stadthistoriker bleibt allerdings rätselhaft, warum Keller den Augsburger Philipp Bray dem Patriziat zuordnet (S. 54).

Die beiden Aufsätze Paola Molinos bieten erstmals eine eingehendere Analyse der italienischen *Avvisi*, die im Bestand der Fuggerzeitungen überliefert sind, sowie einen Vergleich mit den Zeitungssammlungen der Herzöge von Urbino und der Großherzöge der Toskana. Von 1578 bis 1586 bezogen die Fugger *Avvisi* vor allem aus Venedig und Rom; ab 1588 erhielten sie italienische Zeitungen aus Lyon. Eine auffällige „Provinzialisierung“ (S. 125) der venezianischen und römischen *Avvisi* könnte als Folge restriktiver Zensurmaßnahmen in Italien zu interpretieren sein. Zugleich konsolidierte sich der deutsche Nachrichtenmarkt und emanzipierte sich vom italienischen Vorbild; *Avvisi* wurden nördlich der Alpen nicht einfach übersetzt, sondern bearbeitet und neu gestaltet (S. 134 f.). Der Vergleich mit den Sammlungen, die in Urbino und Florenz angelegt wurden, offenbart einerseits eine größere „Vielfalt an Quellentypen“ in der Nachrichtensammlung der Medici-Großherzöge (S. 155), andererseits eine Dominanz der Zentren Antwerpen, Köln, Venedig und Rom in allen drei Beständen (S. 166). Um 1600 entwickelte sich zudem Graz zu einer kommunikativen Drehscheibe zwischen dem Habsburgerreich und Italien; dabei spielte offenbar die dortige Nuntiatur eine wichtige Rolle. Aus italienischer Perspektive bestätigt Molino abschließend, dass eine „steigende Zahl von Akteuren und Kanälen“ an der Wende vom 16. zum 17. Jh. zu einer zunehmenden Verflechtung und Verdichtung der europäischen Medienlandschaft führte (S. 177).

Im Anhang befindet sich ein „vorläufiges Verzeichnis“ von Beständen handgeschriebener Zeitungen in mitteleuropäischen Bibliotheken, das alphabetisch nach Aufbewahrungsorten gegliedert ist und der weiteren Forschung von großem Nutzen sein dürfte. Obwohl die Autorinnen wiederholt den vorläufigen Charakter ihrer Befunde – die oft auf Stichproben basieren – betonen, leistet ihr

Buch zur Einschätzung des Quellenwerts der Fuggerzeitungen und zur Kenntnis der Strukturen des frühneuzeitlichen Nachrichtensystems fraglos einen weiterführenden Beitrag.

MARK HÄBERLEIN

Bamberg

VSWG 104, 2017/1, 105–106

Hans Krawarik

Markt im Krieg. Öffentlichkeit, Wirtschaft und Gesellschaft von Kirchdorf an der Kream im Dreißigjährigen Krieg

(Schriften zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 26). Dr. Kovač, Hamburg 2015, 290 S., 99,80 €.

Hans Krawariks Studie fügt sich ein in eine Reihe wichtiger lokal- und regionalgeschichtlicher Untersuchungen zum Dreißigjährigen Krieg, die in den letzten Jahrzehnten entstanden. Im 17. Jh. gehörte der Ort zum Herrschaftsbereich der Fürstbischöfe von Bamberg. Dies bedeutete zum einen ein Regieren aus der Ferne, wobei der Landesherr oftmals durch Beamte, insbesondere den Vizedom, vor Ort vertreten wurde. Zum anderen befanden sich die bambergischen Untertanen in einer von habsburgischer Herrschaft dominierten Umwelt.

In einem knapp zweiseitigen Vorwort, das eine die Fragestellung entwickelnde und die Methode vorstellende Einleitung ersetzt, legt der Autor dar, dass er sich in seiner Studie auf die Kriegsjahre 1618 bis 1648 beschränken werde. Es gehe ihm um das Verhalten der Menschen in den Kriegsjahren, um ihren Alltag und die besondere Situation unter der bambergischen Herrschaft. Zwar seien die Quellen mit „methodischer und wissenschaftlicher Sorgfalt“ bearbeitet, die Darstellung jedoch mit dem Ziel, einen größeren Leserkreis zu erreichen, in erzählendem Stil verfasst worden. Im Kern wurden für die Untersuchung die Kirchdorfer Ratsakten und die „Pfarmatrikeln“, d. h. die Kirchenbücher, ausgewertet. Auf diese Weise seien ein „ökonomisch-soziales Ambiente“ erschlossen und personengeschichtliche Daten erhoben worden. Und in der Tat basiert die Darstellung auf intensiver und breiter Rezeption von Quellen aus sieben Archiven. Deren Kontextualisierung erfolgt allerdings auf einer vergleichsweise dünnen Literaturliteraturbasis, die vor allem regionalgeschichtliche Spezialliteratur einbezieht, aber bis auf wenige Ausnahmen Forschungen zum Dreißigjährigen Krieg außer Acht lässt.

Die ersten Kapitel beschäftigen sich mit grundlegenden Aspekten der Geschichte Kirchdorfs. Dies schließt sowohl die Herrschaftsgeschichte als auch wirtschaftsgeschichtliche Grundlagen ein. Vor allem aber wird die Konfessionalisierungsgeschichte nachvollzogen, die sich kaum von der habsburgischen Umgebung unterscheidet. Die meisten Bürger und Einwohner hatten sich bis um 1600 wohl dem Luthertum zugewandt, insbesondere die Vertreter der lokalen Eliten. Allerdings setzte in den ersten Jahrzehnten des 17. Jh.s eine von Bamberg vorangetriebene Gegenreformation ein, die allmählich zu zumindest äußerlicher Anpassung führte, etwa durch den Besuch der katholischen Messe. Die ohnehin vorhandene und bereits kurz nach Beginn des Krieges 1618 wachsende

Verschuldung der Kirchdorfer erhöhte den Anpassungsdruck, da Untertanen und Einwohner auf die Unterstützung der Herrschaft angewiesen waren. Die Interdependenz von Konfessionspolitik und ökonomischen Verhältnissen herausgearbeitet zu haben, ist ein besonders wichtiges Ergebnis der Studie. Dabei werden sowohl die Inkonsequenz der Rekatholisierung als auch der langwierige Übergangsprozess gut erfasst.

Darüber hinaus notiert die Untersuchung die Veränderungen im Wirtschaftsleben und im Sozialgefüge Kirchdorfs während der Kriegsjahrzehnte, wobei ein gewisser zeitlicher Schwerpunkt auf den 1620er Jahren liegt. Ebenso wird, soweit möglich, die demographische Entwicklung analysiert (vgl. dazu vor allem das Schaubild auf S. 162). Das Vorgehen ist sehr detailreich, mitunter aber redundant (vgl. etwa die Ausführungen zu den Hutstoppfern auf S. 108 und 112). Zu fragen ist auch, ob die letztlich kommunalistisch zu erläuternden gemeindlichen Ämter richtig erfasst wurden. Zumindest wäre die Umschreibung des Marktrichteramtes als „Jahresbeamter“ (S. 125) zu überdenken.

Gegen Ende hin zunehmend durchdringen personengeschichtliche Informationen die Studie. Vor allem werden familiäre Zusammenhänge erläutert. Nach Abschluss der „erzählenden“ Studie (auf S. 165), die leider ohne ein resümierendes Kapitel bleibt, wurden im Anhang u. a. noch 102 Seiten Informationen zu einzelnen Familien zusammengestellt; ebenso wurde auf zehn Seiten eine Art Häuserbuch mit den Besitzverhältnissen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges beigegeben. Das bleibende Verdienst dieser Studie ist es, derartige Informationen recht genau und mit Bedacht auf Einzelheiten zur Verfügung zu stellen. Das selbstgesteckte Ziel des Autors, in ein historisches „Ambiente“ einzuführen, wird durchaus erreicht. Leider mangelt es an der eindeutigen Benennung der Ergebnisse sowie deren notwendiger Einordnung in einen größeren Forschungskontext.

FRANK KLEINEHAGENBROCK

Bonn

VSWG 104, 2017/1, 106–107

Christoph Kreutzmüller

Final Sale in Berlin. The Destruction of Jewish Commercial Activity, 1930–1945

Berghahn, New York / Oxford 2015, 371 S., 120.00 \$.

Mehrfach gelang es Max Kulies, die seit 1937 von den Behörden geforderte Streichung seiner Firma aus dem Handelsregister zu verzögern. Im Januar 1941 aber endete der letzte von den Behörden gewährte Aufschub, amtlicherseits bestand die Firma nun nicht mehr. Am 31. August 1942 wurde der 88-jährige Kulies nach Theresienstadt deportiert und verstarb dort fünf Wochen später.

Dies ist nur eines der Beispiele, die Christoph Kreutzmüller in seiner Geschichte des jüdischen Wirtschaftslebens in Berlin von 1930 bis 1945 nennt. Der Autor zeichnet detailgetreu die Vernichtung der 1933 bestehenden etwa 50.000 jüdischen Unternehmen in der Hauptstadt nach. Dabei betont er die besondere Situation in Berlin, wo zwischen 1933 und 1937 zwar 2.869 jüdische Betriebe aus dem Handelsregister gelöscht wurden, gleichzeitig aber 1.010 neue jüdische Firmen entstanden. Vielfach wichen jüdische Unternehmer dem gestiegenen Verfolgungsdruck auf dem Lande und in

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

kleineren Städten aus, indem sie in die Hauptstadt zogen. Andere wiederum waren nach ihrer Entlassung, etwa aus dem Staatsdienst, gezwungen, sich eine neue Existenz aufzubauen.

In Berlin gab es auch nach 1939 ein jüdisches Wirtschaftsleben, das aber immer stärker in den Sog des Holocaust geriet. Es kam vor, dass ein Unternehmen erst aus dem Handelsregister gelöscht wurde, wenn sein Besitzer längst deportiert und ermordet worden war. Auch aus diesem Grunde zogen sich die Löschungen aus den Registern zum Teil bis Kriegsende hin.

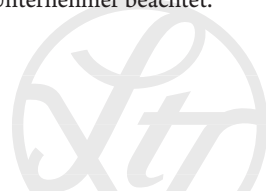
Kreuzmüller ist es in seiner Lokalstudie gelungen, das jüdische Wirtschaftsleben in Berlin und dessen langsame Zerstörung detailgetreu und überzeugend nachzuzeichnen – die Informationen stellt er auch über eine Datenbank der Forschung zur Verfügung (<https://www2.hu-berlin.de/djgb>). Daneben untersucht er die Anpassung jüdischer Unternehmen an die veränderte Situation nach 1933, was sich etwa in einem Ausweichen auf wirtschaftliche Sektoren mit geringerer staatlicher Kontrolle, in Namensänderungen und der Beteiligung von Nichtjuden an Betrieben zeigte, um antisemitischen Angriffen besser entgegenwirken zu können. Ebenso belegt er, dass jüdische Unternehmen noch bis etwa 1938 auf eine relative Unterstützung der nichtjüdischen Kundschaft bauen konnten. Die privilegierte Situation in Berlin, so Kreuzmüller, hing auch damit zusammen, dass jüdische wirtschaftliche Hilfsvereine das Überleben in der Hauptstadt länger als andernorts ermöglichten. Zugleich war die besonders exponierte Lage in Berlin, wo sich Vertreter der internationalen Presse und des diplomatischen Korps tummelten, dazu angetan, dem antisemitischen Drang der Nationalsozialisten für eine gewisse Zeit relative Restriktionen aufzuerlegen.

Kreuzmüllers Werk kann man vor allem als Dokumentation sehen. Das ist gut und wichtig, bleibt jedoch hinter den Möglichkeiten zurück. Allzu viel ist bereits aus anderen Orten bekannt, zu wenig überrascht. Die von ihm gewählten Fallbeispiele entsprechen den in der Forschung bereits vielfach aufgezeigten Mustern. Hier hätte man sich stärker divergierende Beispiele gewünscht, um die ganze Spannbreite von Verfolgung und Überlebensversuchen aufzuzeigen. Vielversprechende Kapitel über die Strategien jüdischer wirtschaftlicher Hilfsvereine oder jüdischer Unternehmen im Umgang mit Behörden und Gerichten bleiben letztlich blutleer und gehen zu wenig über allgemein gehaltene Bemerkungen hinaus. Auch erscheint das jüdische Wirtschaftsleben zu sehr aus dem allgemeinen Kontext der NS-Wirtschaftspolitik herausgenommen. So fehlt einerseits die systematische Untersuchung des Zusammenhangs zwischen wirtschaftlichem Aufschwung bzw. Aufrüstungspolitik und jüdischem Wirtschaftsleben. Aus den besetzten Gebieten ist bekannt, wie sehr die Wehrmacht auf jüdische Unternehmen setzte – z. B. in Frankreich und im Generalgouvernement. Wie war dies in Berlin? Andererseits ist zu fragen, welche Auswirkungen die NS-Politik zur Unternehmenskonzentration, die eine Schließung einer großen Anzahl (nichtjüdischer) kleiner und mittlerer Betriebe nach sich zog, auf jüdische Firmen hatte, d. h. welcher Zusammenhang zwischen der allgemeinen NS-Wirtschaftspolitik und der „Arisierung“ bestand.

Insgesamt aber ist das Werk eine bereichernde Studie, die eine wichtige Zahlengrundlage für weitere Forschungen zum jüdischen Wirtschaftsleben im Deutschen Reich liefert und die auch individuelle Schicksale jüdischer Unternehmer beachtet.

MICHAEL MAYER

Tutzing



VSWG 104, 2017/1, 108–109

Sven Petersen / Dominik Collet / Marian Füssel (Hg.)

**Umwelten. Ereignisse, Räume und Erfahrungen der Frühen Neuzeit.
Festschrift für Manfred Jakobowski-Tiessen**

V&R unipress, Göttingen 2015, 416 S., 65,00 €.

Dieses Buch entstand anlässlich der Abschiedsvorlesung von Manfred Jakobowski-Tiessen an der Universität Göttingen Ende Januar 2015. Es ist eine Gabe seiner „Freunde, Schüler und Kollegen“. Wie bei allen Festgaben und Jubiläumsschriften ist es eine große Herausforderung für die Herausgeber, den für das Vorhaben gewonnenen Beiträgern außer dem Bezug zu dem Geehrten einen Rahmen vorzugeben, um den Inhalt des Buches thematisch zu bündeln. Dies ist im vorliegenden Fall recht gut geglückt, spiegeln doch die 19 in dem stattlichen Sammelband vereinigten Aufsätze die Interessen und Forschungsschwerpunkte Manfred Jakobowski-Tiessens prägnant wider. Sie wurden unter den Stichworten „Umwelt“, „Religion“ und „Politik“ geordnet.

Wie bei solchen Unterfangen üblich, sind darunter durchaus auch Beiträge, die auf bekannte Arbeiten der Verfasserinnen und Verfasser verweisen, in der Summe aber besticht der Band dadurch, dass in vielen Fällen aktuelle Forschungsergebnisse vorgestellt oder Ansätze zu Neubewertungen entwickelt werden. Nur einige zentrale Inhalte können im Folgenden wiedergegeben werden.

Unter dem Stichwort „Umwelt“ sind Aufsätze zusammengefasst, in denen der Umgang mit Naturphänomenen in der Frühen Neuzeit, insbesondere mit Naturkatastrophen, untersucht wird. Auf der einen Seite begegnete man ihnen mit religiösen Erklärungsmustern und Verhaltensweisen, auf der anderen bestimmten zunehmend rationale Erklärungsansätze den Umgang damit. Diese förderten auch Präventionsmaßnahmen, wie der Beitrag von Marie Luisa Allemeyer vor Augen führt. Dennoch bleibt der Zorn Gottes das zentrale Deutungsmotiv für erlittenes Unheil, wie das von Thore Lassen veröffentlichte Gedicht aus der Zeit der Hungerkrise von 1740 vorführt. Patrick Masius zeigt eindrucklich, wie sich der Naturbegriff im 19. Jh. in Abgrenzung von der Technik veränderte und dass gleichzeitig Ideen von Naturbeherrschung die Oberhand gewannen. Dass Naturphänomene und technische Bezwungung von Naturgewalten zielgerichtet eingesetzt werden konnten, macht die beachtenswerte Studie von Sven Petersen zu entsprechenden strategischen Überlegungen im vormodernen Militärwesen deutlich. Peter Reinkemeier erörtert schließlich umweltgeschichtliche Fragen im Lichte des Begriffs „Anthropozän“, den er sehr weit fasst. Vor allem arbeitet er das Spannungsverhältnis zwischen der Notwendigkeit zur Nutzung von natürlichen Ressourcen und der Beherrschung der Folgen des Klimawandels heraus. Die damit verbundenen Probleme illustriert der gründlich erarbeitete Aufsatz von Markus Schwarzer, der problemorientiert den Wandel der Wahrnehmung von Industrielandschaften seit dem späten 18. Jh. nachzeichnet.

In ähnlicher Weise fügen sich die Beiträge ineinander, die unter dem Stichwort „Religion“ vereint wurden. Es geht zum einen um die Erklärung von Leid und Tod, zum anderen um die Herausbildung konfessionell geprägter religiöser Identitäten in der Frühen Neuzeit. Hervorgehoben sei der Beitrag von Dominik Collet, der überzeugend die Debatten um die Ursachen von Hungersnöten Ende des 18. Jh.s nachzeichnet und damit den Appell zur Interdisziplinarität in der aktuellen Auseinandersetzung mit dem Thema verbindet. Wie Richard Hölzl stellt auch Miriam Müller dar, wie die von der Aufklärung geprägte Naturwahrnehmung mit theologischem Wissen zu korrelier-

ren begann. Die Aufsätze von Stefan Droste, Arne Frieselmann und Ole Fischer thematisieren die Selbstvergewisserung und Abgrenzung des Einzelnen in hugenottischen und pietistischen Gesellschaften. Insbesondere Ole Fischer eröffnet interessante Forschungsperspektiven zu Qualität und Quantität frühneuzeitlichen Fleischkonsums. Detlev Kraack zeichnet – soweit möglich – den Weg des dänischen Franziskaners Jacobus Gotorpius nach Neuspanien nach und steuert damit ein Beispiel bei für eine klare Entscheidung für die alte Kirche in der Reformationszeit. Jürgen Schlumbohm schließlich steuert eine gründlich aufgearbeitete Detailstudie zum Fall einer geschwängerten Pfarrhaushälterin im frühen 19. Jh. bei.

Im letzten Abschnitt zum Thema „Politik“ stehen Abhandlungen im Mittelpunkt, die auf den Zeitraum des 18. Jh.s, vor allem auf den Siebenjährigen Krieg, fokussieren, an den die Forschung in den zurückliegenden Jahren zunehmend neue Fragen gestellt hat. Marian Füssel eröffnet diesen Teil mit einer verdienstvollen historiographiegeschichtlichen Abhandlung. Vor allem problematisiert er, wieso dieses globale Ereignis bis weit ins 20. Jh. hinein in der deutschen Erinnerungskultur auf das friderizianische Preußen fixiert blieb. Hartmut Lehmann, Claudia Schnurmann und Hermann Wellenreuther arbeiten in diesem Kontext mit ihren exemplarischen Studien heraus, wie sich die atlantische Welt im 18. Jh. allmählich veränderte und schildern damit Grundvoraussetzungen für das Verständnis des Siebenjährigen Krieges. Dabei gibt insbesondere Letzterer wiederum Anreize zur Analyse der heutigen Situation. Einen anderen Aspekt untersucht abschließend Arnd Reitemeyer in seinem anhand von Zeitungsartikeln gut recherchierten Beitrag zur Wahrnehmung der Krönung Georges I. als König von England, wobei er deutlich macht, dass die Akzeptanz des *Act of Settlement* von 1701 im Jahre 1714 durchaus nicht gesichert war – ein Faktum, das für die Betrachtung der englisch-britischen Geschichte hervorgehoben werden sollte.

So wurde Manfred Jakobowski-Tiessen eine Festschrift gewidmet, die beachtlich ist, weil sie inhaltlich dicht ist und zeigt, dass das Werk des Geehrten Früchte trägt. Darüber hinaus weist sie, insbesondere im letzten Abschnitt, weiterer Forschung Wege.

FRANK KLEINEHAGENBROCK

Bonn

VSWG 104, 2017/1, 109–110

Calvin Schermerhorn

The Business of Slavery and the Rise of American Capitalism, 1815–1860

Yale U. P., New Haven, Conn. 2015, 352 S., 65,00 \$.

Die Frage nach der Bedeutung der Sklaverei für die Entstehung des modernen Kapitalismus ist immer wieder diskutiert worden. Erstmals stellte sie an prominenter Stelle Karl Marx im ersten Band des „Kapital“. Zum erkenntnisleitenden Interesse einer wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchung machte sie allerdings erst Eric Williams 1944 in seiner Studie „Capitalism and Slavery“. In den letzten Jahren hat das durch die gegenwärtigen Finanz- und Wirtschaftskrisen wiedererwachte Interesse an der Geschichte des Kapitalismus eine ganze Reihe von Studien hervorgebracht, die das

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Problem in neuer Form aufwerfen. Calvin Schermerhorns „The Business of Slavery and the Rise of American Capitalism“ gehört zusammen mit den Arbeiten von Seth Rockman, Joshua D. Rothman, Sven Beckert und Edward Baptist zu den herausragenden Erträgen dieser neueren Forschung.

Schermerhorns Studie ist die bis dato detaillierteste Untersuchung des zwischenstaatlichen Sklavenhandels in den USA zwischen 1808 – dem Jahr, in dem das vom Kongress verhängte Importverbot für Sklaven in Kraft trat – und dem amerikanischen Bürgerkrieg. Überraschenderweise nicht behandelt werden also der transatlantische Sklavenhandel und die Plantagenökonomie. Der Verfasser macht aber deutlich, dass der Sklavenhandel innerhalb der USA zwar vergleichsweise wenig Forschungsinteresse auf sich gezogen hat, aber beileibe kein randständiger Aspekt der Sklaverei war. In sieben Jahrzehnten brachten amerikanische Sklavenhändler mehr als eine Million afrikanischstämmiger Menschen aus dem Osten in die Baumwolle und Zucker produzierenden Regionen im Süden und Westen.

Schermerhorn untersucht in sieben Kapiteln anhand exemplarischer Beispiele jeweils einen einzelnen Aspekt dieses gewaltsamen Menschenhandels und erläutert anschaulich dessen Beitrag zur kapitalistischen Modernisierung des Markt-, Handels-, Verkehrs- und Finanzgeschehens in den USA. Im ersten Kapitel stehen die Aktivitäten des Sklavenhändlers Francis E. Rives im Jahr 1818 im Mittelpunkt. Wie viele andere in dieser Zeit betrieb er den Sklavenhandel in eher geringem zahlenmäßigen Umfang. Seine Geschäfte litten unter chronischer Unterfinanzierung, auch der Transport von Sklaven über größere Distanzen bereitete erhebliche Schwierigkeiten. Im zweiten Kapitel wird deutlich, wie findige Geschäftsleute wie Austin Woolfolk aus Maryland den Handel mit Sklaven professionalisierten und durch Schaffung neuer Kreditinstrumente größere Sklavenhandelsfirmen etablieren konnten. Als besonders effektiv zur Ankurbelung der Geschäfte und Ausweitung des Sklavenmarktes erwies sich insbesondere Woolfolks geschickte Nutzung von Zeitungsanzeigen. Das dritte Kapitel verdeutlicht anhand der Schmuggelgeschäfte eines Zuckerpflanzers, der illegal Sklaven von der Ostküste nach Louisiana verschiffte, die mit dem Sklavenhandel verbundenen Spannungen zwischen bundesstaatlichem Regelungsanspruch und Einzelstaatsinteressen. Besonders lesenswert, in den Kapiteln vier und fünf, ist die Untersuchung der engen Verflechtung von Banken, Kreditwirtschaft und Sklavenhandel sowie die detaillierte Darstellung der Organisation und Arbeitsweise von „Franklin and Amfield“, dem erfolgreichsten aller Sklavenhandelsunternehmen. Im sechsten Kapitel wird anhand der jüngst auch verfilmten Autobiographie von Salomon Northrup die Unmenschlichkeit des Sklavenhandels aus der Perspektive eines Betroffenen geschildert. Das siebte Kapitel schließlich zeigt am Beispiel der Geschäfte des New Yorker Transportunternehmers Charles Morgan, wie die Dampfschiffahrt dank des Sklavenhandels und der Protektion durch die Bundesregierung in den 1850er Jahren eine Blütezeit erlebte.

Schermerhorns Studie besticht durch elegante Verknüpfung von wirtschaftsgeschichtlichen und literarisch-narrativen Quellen, wodurch ein sehr anschauliches Bild des Geschäfts mit der Sklaverei entsteht. Außerdem arbeitet sie präzise die gesamtwirtschaftlich stimulierende Wirkung und weitreichenden innovativen Effekte heraus, die vom Sklavenhandel ausgingen. Hierdurch leistet Schermerhorn einen substantiellen Beitrag zur komplexen Beziehungsgeschichte von Sklaverei und Kapitalismus in den USA.

DOMINIK NAGL
Mannheim

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

VSWG 104, 2017/1, 111–112

Petra Schulte / Peter Hesse (Hg.)

Reichtum im späten Mittelalter. Politische Theorie – Ethische Norm – Soziale Akzeptanz

(Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 232). Steiner, Stuttgart 2015, 254 S., 48,00 €.

Der Band befasst sich mit dem noch einer Synthese und Gesamtschau harrenden Phänomen des Reichtums im Mittelalter. Während die Armut in derselben Zeit vergleichsweise gut – und spätestens seit der französischen Schule der Annales (man denke nur an die Studien Mollats) regelrecht erschöpfend behandelt wurde, fehlt es in Bezug auf den Konterpart *Reichtum* noch an vergleichenden Untersuchungen, wie die Herausgeberin in ihrer klaren, konzisen und umfassend belegten Einleitung schreibt (S. 10 f.). Sie schlägt dabei eine konzeptionelle Untergliederung in drei Teile vor: „Politische Theorie“, „Ethische Norm“ und „Soziale Akzeptanz“, wobei sich die beiden letzteren Phänomene allerdings kaum analytisch trennen lassen. Wie insbesondere die Beiträge von Janet Coleman („Attitudes to property ownership and wealth amongst 14th-century Franciscans and Dominicans“), v. a. aber von Markus Denzel („Das Problem des Wuchers im bargeldlosen Zahlungsverkehr des späten Mittelalters – Theorie und Wirklichkeit“) eindrücklich belegen, bedingten ethische Norm und soziale Akzeptanz einander sehr oft (vielleicht sogar in der Regel?). Wie Denzel anhand diverser normativ-diskursiver und empirischer Quellen v. a. zur europäischen Wirtschaftsgeschichte des Spätmittelalters eindrücklich belegen kann, führte eine gestiegene soziale Akzeptanz des „Wuchers“ (Zinsnahme) allein durch die kuriale Praxis der Geldaufnahme und Zahlungsübermittlung per bargeldlosen Transferinstrumenten (*lettera ex causa cambii*, später Wechsel) auch zu einem diesbezüglich ausschlaggebenden ethischen Normwandel. Während sich im frühen und Hochmittelalter noch das kanonische Zins- und Wucherverbot als absolut und auf alle Belange des Darlehens erstreckt hatte, waren im 14. und 15. Jh. Zinsen auf diverse Kreditformen und Papiere – von städtischen Renten, Ewigrenten (hier bis zu 10 % p. a.) bis hin zum Wechselbrief – nachgerade als „normal“ akzeptiert. Der handeltreibende und von Zinsgewinnen profitierende Kaufmann durfte sich um 1500 als in der *haute volée* angekommen betrachten. Wie die wichtigen Beiträge von Denzel, Kirshner, Coleman und Lambertini v. a. anhand von Traktaten – also gewissermaßen dogmengeschichtlich – belegen, wurde materieller Reichtum zunehmend als normal, von manchen spätscholastischen Theologen wie Bernardino di Siena sogar positiv empfunden.

Warum sich Kirshner in seinem ansonsten sehr gelehrten Beitrag so harsch an den Forschungen des norwegischen Ökonomen und Dogmenhistorikers Odd Inge Langholm abarbeiten muss, der immerhin neben de Roover als Standardautorität für die scholastische Ökonomik gelten darf, bleibt des Autors Geheimnis. Langholms einziges Vergehen besteht in der von Kirshner als inkriminierend dahingestellten Frage, was die Scholasten „contributed to the foundation of modern economic knowledge“ (S. 117; Originalzitat von Odd Langholm, *Economics in the Medieval Schools*). Nur eine gründliche Fehlinterpretation dessen, was ökonomisches Wissen ausmacht und wie es sich im Laufe der Zeit entwickelte, wird hier die Langholmsche Methodik als teleologisch bezeichnen können. Natürlich hatten auch die scholastischen „Theologen“ eine Theorie der Ökonomie; dass diese anders aussah als die moderne *general equilibrium theory* oder Neoklassik des 20. Jh.s, versteht

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

sich von selbst. Dass aber auch die moderne Ökonomik von den Scholastikern gelernt hat, Letztere also durchaus (und von de Roover umfassend belegt) auch zur modernen Ökonomik beigetragen haben, wird kein Kenner der Materie bestreiten wollen.

Von diesen Spitzfindigkeiten (eingeschlossen jene des Rezensenten) einmal abgesehen: Diesem sehr gelungenen Sammelband hätte durchaus eine vierte Analyseebene – die des dezidiert ökonomischen – gutgestanden. Denn Reichtum erscheint, wie auch Armut, zunächst einmal als ein handfestes ökonomisches Phänomen, ganz unabhängig davon, in welcher historischen Zeit man sich bewegt. Peter Hesse – mit einer Analyse zweier Predigten zum Reichtum aus der Feder Geiler von Keyserberg – und Hans-Jörg Gilomen, der sich mit kirchlichem Reichtum und Besitz in den eidgenössischen Städten und den daraus resultierenden politischen Debatten und sozialen Konflikten am Ausgang des Mittelalters befasst, führen die Analyse bis in das beginnende 16. Jh. fort. Gilomen veranschaulicht, wie stark die Position der Kirche als Grundherr und Geldverleiher war: Um 1500 nahm kirchlicher Grundbesitz bis zu 21 Prozent der bebauten Stadtfläche Zürichs ein. Klöster und Konvente galten als die größten „Bankiers“ ihrer Zeit, v. a. durch die ubiquitäre Vergabe zins-tragender Hypothekenkredite an die Bevölkerung, welche oft auf Schenkungen und umfassenden Übertragungen bürgerlichen Grundbesitzes in kirchliche Hand beruhten. Martin Luther nahm an dieser Praxis („Zinsskauff“) bekanntermaßen in seiner ökonomischen Streitschrift „Von Kauffshandlung vnd Wucher“ (1524) Anstoß. Dieses Phänomen war nicht den eidgenössischen Städten eigen, sondern scheint ein umfassendes Problem am Vorabend der Reformation gewesen zu sein. Es hat die Natur der Reformationen im Reich nach 1517 entscheidend beeinflusst: Die Auffassung der Klöster und Konvente und die Sequestration kirchlichen Besitzes gehören bekanntermaßen mit zu den ersten Amtshandlungen, wo immer die Reformation eingeführt wurde.

In einem überaus lesenswerten Abriss über die andere Seite der Wirtschaftsethik – nämlich aus der Sicht der Kaufleute – aus der Feder Mechthild Isenmanns erschließt sich eine in der Forschung bislang vernachlässigte Perspektive auf ökonomisches Wissen und den Wert von Reichtum, die geeignet ist, die nunmehr fast erschütternde Anzahl gelehrter Werke über Reichtum und Armut aus der normativ-„theologischen“ Sicht konzeptionell bedeutend zu erweitern. Auch Kaufleute hatten ihre eigenen Theorien über das Wirtschaften, etwa die Vorzüge sparsamen Haushaltens, welche sich mit vorherrschenden Mainstream-Ansichten der Zeit durchaus reiben konnten – etwa Martin Luthers, welcher das Prinzip der Freigebigkeit betonte und das Gegenteil als *avaritia* (Habgier und Knauserigkeit) ablehnte. Isenmann führt den Beleg v. a. mithilfe oberdeutscher Kaufleute im Spiegel venezianischer privater und notarieller Quellen aus dem *Fondaco dei Tedeschi*, wo ein polyglotter, aber asozialer Wachhund alle nicht-deutschen Fremden durch lautes Bellen zu vertreiben pflegte (S. 173 f.). Isenmann zeigt damit einen neuen methodischen Rahmen auf, der weit über die eher traditionell konzipierten soziographischen Methoden hinausgeht (u. a. Steuer-/Vermögensregister), an welchen sich die weiteren Beiträge in dem Band über die Sozialtopographie oberdeutscher Städte (B. Fuhrmann), Florenz' (K. Weissen) oder Byzanz' (P. Schreiner) im Mittelalter orientieren.

PHILIPP ROBINSON RÖSSNER
Manchester



This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

VSWG 104, 2017/1, 113–115

Hannes Siegrist / Dietmar Müller (Hg.)
**Property in East Central Europe. Notions, Institutions, and Practices of
 Landownership in the Twentieth Century**

Berghahn, New York/Oxford 2015, ix u. 331 S. (21 Tab.), 120.00 \$.

Zu Beginn der Transformation herrschte die Ansicht vor, dass auch die Staaten Ostmitteleuropas (OME) nur ihre rechtlichen Normen und Institutionen den liberalen westlichen Standards anpassen müssten, um auf den Pfad von Demokratie, Marktwirtschaft und Privateigentum zu gelangen. Diese „Wiederherstellung“ von Privateigentum war dabei in die Meistererzählung einer „Rückkehr nach Europa“ eingebettet und suggerierte, es habe in der Zwischenkriegszeit eine funktionierende Eigentumsordnung gegeben, die erst unter der kommunistischen Herrschaft zerstört worden sei. Die Erfahrungen der letzten zwei Jahrzehnte haben diese Erwartung grundlegend in Frage gestellt. Die Beiträge sollen aufhellen, warum das so war. Im Zentrum steht dabei aber nicht Eigentum schlechthin, sondern das Bodeneigentum. Die Ausgangssituation war diesbezüglich in OME zu Beginn des 20. Jh.s extrem kompliziert. In den dortigen, von der Industrialisierung noch kaum erfassten Agrargesellschaften gab es eine duale Struktur: Großgrundbesitz stand neben bäuerlichen Zwergbetrieben und vielen Landlosen. Die nach dem Ersten Weltkrieg hier entstehenden neuen Nationalstaaten hatten kulturell sehr unterschiedlich geprägte und von verschiedenen Ethnien besiedelte Territorien zusammenzuführen (Jacek Kochanowicz, Srđan Milošević, Jovana Diković). Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es neuerliche Grenzänderungen.

Der Sammelband trägt Ergebnisse von Forschungsprojekten am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur in Ostmitteleuropa (GWZO) in Leipzig zusammen, die von der Volkswagen-Stiftung und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wurden. Die Beiträge wollen klären, ob und wie die Zäsur von 1989 mit der ‚Wiederherstellung‘ von Eigentumsrechten die sozial-ökonomische und die kulturelle Sphäre dieser Staaten verändert hat, und die kontroversen historischen Narrative und Ideologien über OME im Licht neuer empirischer Forschung kritisch überprüfen (S. 4 f.). Um die Einseitigkeit einer nationalgeschichtlichen Perspektive zu überwinden, gehen die Herausgeber vergleichend vor. Mit den heutigen Ländern Polen, Rumänien und Serbien (vormals Jugoslawien) beziehen sie drei zentrale Staaten OMEs ein, die durch das Habsburger Reich und dessen Institutionen geprägt wurden und die gleichen Brüche durchliefen: 1918 die Gründung als Nationalstaat, 1945 die Wiederherstellung der Eigenständigkeit nach kriegs- und besatzungsbedingter Unterbrechung, nachfolgend die Errichtung kommunistischer Regime und schließlich die „Revolution“ von 1989. Bis auf Serbien sind sie heute Mitglieder der Europäischen Union.

In der Einleitung (S. 1–26) stellen Dietmar Müller und Hannes Siegrist Konzepte, Praktiken und Probleme sowie historische Narrative des Bodenbesitzes in OME vor, entwickeln den konzeptionellen Rahmen für den Vergleich und fassen zentrale Ergebnisse zusammen. Die Beiträge sind drei Teilen zugeordnet. Zunächst wird ein Überblick über die Entwicklung des Bodeneigentums und die Agrarmodernisierung in Polen und Rumänien gegeben (S. 29–61). Warum ein Beitrag zu Serbien fehlt, wird nicht begründet. Der zweite Teil fokussiert den Kern der Untersuchung: Eigentum zwischen Gesetz und Politik (S. 63–190). Die Beiträge zeigen, wie stark die Bodeneigentums-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

ordnungen im 20. Jh. von den Interessen der Eliten und dem Bemühen bestimmt waren, trotz ethnischer Vielfalt Nationalstaaten zu errichten. Die private Verfügung über Bodeneigentum wurde nach beiden Weltkriegen entscheidend beschränkt – Bodeneigentum hatte nun vor allem übergeordnete Aufgaben im öffentlichen und nationalen Interesse zu erfüllen. Diese Beschränkungen bestehen zum Teil bis heute fort, obwohl Polen und Rumänien unter Druck stehen, sich den EU-Normen anzupassen (Herbert Küpper). Dietmar Müller betont die Kontinuität staatlicher Eingriffe in das Bodeneigentum zwischen 1918 und 1945 in Form von Enteignung und willkürlicher Verteilung. Die weitgehende Gleichverteilung von Kleinstflächen an eine Vielzahl Landloser und Landarmer, vor allem Angehörige der Titularethnie, garantierte den neuen Bodeneigentümern weder wirtschaftliche Unabhängigkeit noch bemühten sich die Staaten um ihre institutionelle Rechtssicherheit. Es dominierte ein kollektives, nationales Verständnis von Bodeneigentum. Christhardt Henschel für Polen und Jovica Luković für Jugoslawien/Serbien behandeln die nach beiden Weltkriegen verfolgte Militärkolonisation, wobei die Empfänger von Eigentum zugleich die territoriale Absicherung der Grenzgebiete für die Titularethnie garantieren sollten. Bei den „Agrarreformen“ spielten Modernisierung und Ertragssteigerungen praktisch keine Rolle. Der dritte Teil (S. 191–288) untersucht die Einstellung der Bevölkerung zum Boden und Bodeneigentum. Die Beiträge stützen sich auch auf Interviews mit Landbewohnern. Jacek Nowak behandelt eher den Ausnahmefall, wenn er den Blick auf eine ethnische Minderheit (die Lemkos) mit sehr enger Beziehung zu ihrem Boden richtet, zu dem sie trotz der Umsiedlung 1945 teilweise wieder zurückkehrten. Dagegen belegen Cornel Micu und Jovana Diković ein überraschend geringes Interesse der Bevölkerung an der korrekten, aber mit Steuern an den Staat verbundenen Registrierung ihres Bodeneigentums. Erst die Verknüpfung der Auszahlung von EU-Subventionen an den Eigentumstitel beflügelt heute das Interesse, den Boden wahrheitsgemäß zu registrieren (Diković, Milošević, Micu). Die geringe Wertschätzung von Bodeneigentum durch die Bevölkerung war also keineswegs von oben diktiert, sondern sie ist unter der Masse der Landarmen bis heute verbreitet, da Boden nicht mit einer ökonomischen Perspektive verbunden ist.

Der Bruch mit der vollständigen Etablierung kommunistischer Regime war weit geringer als vielfach behauptet wird: Bereits die Kriegswirtschaft hatte die Verfügung über Bodeneigentum und die darauf erzeugten Produkte beschränkt. Die Fortführung dieser Eingriffe wurde von der Bevölkerung deshalb nicht als Bruch empfunden. Zudem währte die Phase des „Stalinistischen Regimes“ nur kurz: In Polen erfolgte der Bruch bereits 1956, und auch Jugoslawien ging Mitte der 1950er Jahre zu einer eigenständigeren Agrarpolitik über. In Rumänien wurde dagegen die Landwirtschaft kollektiviert, ohne dass anschließend eine Liberalisierung (wie etwa in Ungarn) eintrat (Bogdan Murgescu).

Die Beiträge entlarven es als Mythos, dass eine Rückkehr zur Bodeneigentumsverfassung vor der kommunistischen Machtübernahme möglich, anzustreben oder problemlösend gewesen sein könnte. Wahlergebnisse wie zuletzt in Polen zeigen, wie schwach sich die Akzeptanz marktwirtschaftlicher und demokratischer Strukturen in OME in den letzten beiden Jahrzehnten verankert hat. Der Band wirft somit ein Schlaglicht auf die politische Brisanz, die aus der Regellosigkeit des Bodeneigentums in OME für das weitere Schicksal der europäischen Integration erwächst. Das weitgehende Fehlen einer gesunden Betriebsstruktur ist mit großen Gefahren verbunden. Der Boden droht, in das Eigentum von spekulativen Holdings abzudriften, wie dies u. a. in Russland bereits geschehen ist. Micu (S. 242) spricht diese Gefahr der „Aktivität ausländischer Investoren als Agenten der Modernisierung“ direkt an.

Der Band ist hochwillkommen, viele Beiträge sind sehr lesenswert. Er zeigt auf, welche Prozesse und Vorurteile die Einstellung der Bevölkerung in OME zu der wichtigen Kategorie ‚Bodeneigentum‘ prägten, und rückt in den Blick, dass hier die ethno-nationale Perspektive auf das Bodeneigentum bis heute nicht vollständig überwunden ist.

STEPHAN MERL

Bielefeld

VSWG 104, 2017/1, 115–116

Nikos Wallburger

Raumordnung und Raumbegründung in politischen Umbruchszeiten. Das Département du Mont-Tonnerre unter französischer Verwaltung (1792–1815) (Konsulat und Kaiserreich 3). Lang Edition, Frankfurt a. M. u. a. 2015, 361 S., 64,95 €.

Die Untersuchung beschäftigt sich mit der Frage, wie sich das linksrheinische Département du Mont-Tonnerre beim Übergang vom „deutschen“ zum französischen Staatsgebiet räumlich konstituierte. Dabei wird „Raum“ nicht als rein geografische Kategorie verstanden, sondern als „soziale“ und damit als „gesellschaftlich“ konstruierte. Die Dissertation untersucht, wer sich mit welchen Interessen auf welche Weise an der diskursiven und an der physischen Raumkonstitution beteiligte. Konkret werden damit sowohl die Durchsetzung französisch-napoleonischer Staats- und Verwaltungsstrukturen und das Verhältnis verschiedener politischer Ebenen im Allgemeinen als auch der Straßenbau in seiner ökonomischen, machtpolitischen und sozialen Funktion im Besonderen in den Blick genommen. Das Département setzte sich aus den ehemaligen Gebieten der Pfalz und der Rheinpfalz zusammen, die sich auf 24 Länder oder staatsähnliche Gebilde verteilten und nach der französischen Besetzung zu einer übergreifenden Verwaltungseinheit zusammengefasst wurden.

Um die zentralen Fragen zu beantworten, ist die Untersuchung in sieben Kapitel eingeteilt. Nach der „Einleitung“ (Kap. 1) folgt das „theoretisch-methodische Vorgehen“ als Kapitel 2. Die Arbeit verortet sich an der Schnittstelle zwischen historischer Dispositiv- bzw. Diskursanalyse und modernen Raumtheorien. Als zentrales gesellschaftliches Dispositiv, dessen räumliche Bestandteile die vorliegende Arbeit in den Blick nimmt, wird der Übergang vom feudalistischen Ancien Régime zur bürgerlichen Gesellschaft verstanden. Dabei wird auf Ausführungen zum *spatial turn* (Lefebvre, Harvey, Löw) und dessen Rezeption in der Geschichtswissenschaft zurückgegriffen. Kapitel 3 stellt die „politische Ordnung: Verwaltungs- und Gesellschaftsordnung des Département“ dar, während sich Kapitel 4 mit der „Konstitution seiner gesellschaftlichen räumlichen Ordnung“ beschäftigt. Kapitel 5 widmet sich dem „Straßenbau im Département“, beschreibt dessen konkrete administrative bzw. institutionelle Ausgestaltung, die beteiligten Akteure bzw. Akteursgruppen und führt exemplarisch Diskursanalysen zur Umsetzung der Straßenbauprojekte durch. In Kapitel 6 wird auf „Kontinuitäten und Diskontinuitäten in den linksrheinischen Gebieten“ nach 1814 besonders mit Bezug auf die kommunale Verwaltungsorganisation und die sozioökonomische Verfassung eingegangen. Schließlich zieht Wallburger in Kapitel 7 ein ausführliches Fazit, das darauf hinausläuft,

dass der Ausbau des Straßennetzes zwar Ausdruck ganz unterschiedlicher – lokaler, regionaler, nationaler, wirtschaftlicher, politischer, militärischer – Interessen war. Letztlich spiegelte er aber den Übergang von einem extrem fragmentierten Raum der feudalistischen Gesellschafts- und Politikordnung des „alten“ Reiches in den einheitlichen (Sub-)Raum des zentralisierten Verwaltungsstaates einer modernen bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft des „neuen“ Frankreichs wider.

Wallburger wählt einen anspruchsvollen Zugang, um einen neuen Blick auf Infrastrukturen in ihrer historischen Bedeutung zu werfen und exemplarisch daran aufzuzeigen, wie komplex die Konstitution von Raum in historischer Perspektive ist. Interessant ist sicherlich, eine historische Umbruchszeit in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen, in der verschiedene Gesellschafts- und Staatsvorstellungen aufeinanderprallten und sich neue Verwaltungsideen durchsetzten. Überzeugend ist, dass konsequent der theoretisch-methodische Ansatz mit der Darstellung der empirischen Ergebnisse verknüpft wird und sich diese beiden Teile gegenseitig produktiv ergänzen. Gut gelingt so die Entwicklung von Analysekatégorien aus den konzeptuellen Ansätzen und deren Übertragung auf historische Zusammenhänge.

Leider ist die Monografie streckenweise ausgesprochen redundant, und die Ausführungen sowohl der konzeptionellen Ansätze als auch der empirischen Ergebnisse bleiben teilweise etwas oberflächlich. Die Gliederung der gesamten Monographie ist nicht sofort zugänglich bzw. nur bedingt in sich schlüssig. Auch werden die zentrale Fragestellung und deren konzeptionell-methodische Umsetzung nicht klar, und Kapitelüberschriften halten nicht unbedingt, was sie versprechen. Es hätte noch deutlicher herausgearbeitet werden können, was eine Anwendung gegenwärtiger theoretischer Ansätze in ihrer Zeitgebundenheit nicht nur mit dem historischen Material, sondern auch mit den Konzepten selber macht. Die Begriffe und Zusammenhänge hätten schärfer gefasst werden können. Dies ist allerdings bei dem gewählten theoretisch-methodischen Ansatz, der ja gerade durch seine begriffliche Unschärfe gekennzeichnet ist, nicht ganz leicht. Auch sprachlich hätte der Text noch einmal überarbeitet werden müssen, wodurch die Inhalte präziser gefasst worden wären. Insgesamt ist die Arbeit jedoch eine Bereicherung für eine raumtheoretisch ausgerichtete, historische Infrastrukturforschung, die nicht nur an Infrastrukturen in ihrer Materialität, sondern auch als Ausdruck gesellschaftlich-politischer Verhältnisse und an den zentralen Motiven und Beziehungen der involvierten Akteure interessiert ist.

CHARLOTTE RÄUCHLE und GEROLD AMBROSIUS

Berlin und Siegen



C. Sozialgeschichte

VSWG 104, 2017/1, 117–118

John Broad / Anton Schuurman (Hg.)

Wealth and Poverty in European Rural Societies from the Sixteenth to the Nineteenth Century

(Rural History in Europe 10). Brepols, Turnhout 2014, 253 S., 77,72 €.

Mit der Reihe „Rural History in Europe“ gibt es für historische Studien im Kontext der Rural Studies ein vergleichsweise junges Forum, das aktuelle Forschungen über die Bevölkerung ländlicher Räume zusammenträgt. Der zehnte Band thematisiert anhand von Beiträgen aus Nordwest-, Mittel- und Südeuropa ein dauerhaft aktuelles Arbeitsgebiet, nämlich Armut und Reichtum vom 16. bis zum 19. Jh. Er geht auf eine Tagung in Thorn 2007 zurück. Publiziert werden elf Beiträge mit dem Schwerpunkt materielle Kultur und Lebensstandard.

In seiner Einleitung diskutiert Anton Schuurman kritisch die Potentiale der Erforschung von Inventaren als wichtigen Zugängen zur materiellen Kultur. Wenn er dabei auf die Notwendigkeit einer stärkeren Differenzierung des Blicks weitab von bisherigen Dichotomien wie etwa der von Stadt und Land hinweist, so unterstreicht gleich der erste Beitrag von Bjørn Poulsen das Gesagte. Poulsen stellt heraus, wie es einer ländlichen Elite in Dänemark nicht zuletzt dank ihrer Involviertheit in Marktbeziehungen und Handel gelang, am Wohlstand ihrer Zeit zu partizipieren. Luxusgüter in ländlichen Haushalten standen denen in Häusern der städtischen Oberschicht nicht nach. Vergleichsweise homogen wirkt dagegen der Lebensstandard der Bevölkerung auf einigen Inseln in der Ägäis. Dimitris Dimitropoulos zeigt wie sich hier dank Handel und Schifffahrt im 18. Jh. eine Elite von dem bis dahin allgemein verbreiteten vergleichsweise einfachen Lebensstandard verabschieden konnte. Josef Grulich beschreibt eine materiell bescheiden ausgestattete ländliche Gesellschaft in Böhmen, die erwirtschafteten Surplus eher in den Ausbau ihrer bäuerlichen Betriebe als in den Konsum von Luxusgütern investierte. Mit einer besonderen Gruppe, den Priestern in der Prager Diözese, beschäftigt sich Marie Ryantová. Viele der von ihr untersuchten Kleriker teilten zwar mit der Mehrheit der ihnen anvertrauten Gläubigen im Vergleich mit der städtischen Priesterschaft einen eher schlichten Lebensstandard, doch zeichneten sie sich zugleich durch den Besitz von Büchern, Silberwaren, Gemälden und Pferden aus. Belén Moreno Claverías untersucht, wie im Katalanien des 18. Jh.s neu gewonnener Wohlstand nicht zwangsläufig zur Übernahme neuer Lebensstile führte. Überlebensstrategien, Geschmack und Gewohnheiten, vor allem aber der soziale Rang beeinflussten den Konsum. Dies änderte sich gegen Ende des 18. Jh.s, als Wohlstand für die materielle Kultur bedeutsamer wurde als soziale Herkunft. Der Wandel in der materiellen Kultur der ländlichen Bevölkerung Ungarns vom 18. zum 19. Jh. steht im Mittelpunkt von Péter Granasztóis Beitrag. Auch hier differenzierten sich Konsumgewohnheiten der Oberschicht weiter heraus. In der ländlichen Region um Liège im heutigen Belgien, die Paul Servais untersucht hat, ergaben sich gleichfalls vom 18. zum 19. Jh. erhebliche Veränderungen. Der ökonomische Wohlstand ermöglichte auch hier sozioökonomische Differenzierungen innerhalb der Bevölkerung. Nach den differenziert argumentierenden Studien für einzelne Regionen folgen drei eher allgemein gehaltene Beiträge: John Broad zeichnet nach, wie die Gesetzgebung die Situation der Armen und die Wahrnehmung von Armut in England zwischen dem

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

17. und dem 19. Jh. radikal veränderte. Laurence Fontaine zeigt einmal mehr die Bedeutung von mobilen Verkäufern und der mit ihnen zirkulierenden Waren für den im Laufe des 18. Jh.s wachsenden Konsum in ländlichen Regionen. In seinem Resümee warnt Anton Schuurman vor einer zu optimistischen Sicht auf Besitz- und Konsumverhältnisse in der europäischen Vormoderne.

Viele der Beiträge unterstreichen die Einbindung der jeweiligen Milieus in ländlichen Gesellschaften Europas in den Handel sowie die Relevanz des Handels für die Verteilung von Wohlstand und Armut. Die sorgfältige Analyse verdeutlicht, dass ökonomische Praktiken vielfach in spezifische, auch regional differierende Logiken eingebunden sind: wenn etwa Luxusgüter weniger oder nicht nur dem repräsentativen Konsum, sondern eher der materiellen Absicherung dienen (S. 230) bzw. wenn bäuerliche Betriebe entgegen vielfältiger Annahme über Bargeld verfügten, dies aber aus Sorge um die Begierden der Obrigkeiten verschwiegen (S. 110). Die Analyse von Inventaren und anderen Quellen wie Steuerlisten und Egodokumenten erlaubt darüber hinaus weitgehende Einblicke in den Umgang mit Besitz, in Einstellungen und Haltungen. Insgesamt verdeutlicht der Band mit seinen Studien aus verschiedenen Teilen Europas die Diversität nicht nur innerhalb einzelner Regionen oder Länder und im zeitlichen Verlauf, sondern auch die Vielfalt an Möglichkeiten der Ressourcenverteilung in Europa. Diese Vielfalt ergänzt bisherige Bilder und Narrationen auf breiter empirischer Basis und hinterfragt in vieler Hinsicht gängige Vorstellungen.

MICHAELA FENSKÉ

Berlin

VSWG 104, 2017/1, 118–119

Enno Bünz / Hartmut Kühne (Hg.)

Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland. Wissenschaftlicher Begleitband zur Ausstellung „Umsonst ist der Tod“

(Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 50). Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015, 843 S. (31 Farbtafeln), 98,00 €.

Der umfangreiche Band enthält die um einige Beiträge ergänzten Referate einer Tagung, die 2012 in Leipzig vom Dresdener Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde und dem Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte an der Universität Leipzig zum Thema Frömmigkeit im Alltag am Vorabend der Reformation organisiert wurde. Die Tagung war Teil der wissenschaftlichen Vorbereitungen zur Ausstellung „Umsonst ist der Tod – Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland“, die zwischen September 2013 und Februar 2015 in den Mühlhauser Museen in Thüringen, danach im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig und schließlich im Kulturhistorischen Museum Magdeburg gezeigt wurde. Ziel der Tagung und des Bandes waren weniger „großangelegte Deutungsansätze“, sondern es ging darum, wie im Vorwort betont, „unbekannte oder wenig bekannte bzw. erschlossene Quellen und Objekte als Zeugen für die Frömmigkeitspraxis am Vorabend der Reformation vorzustellen sowie deren historischen Kontext und Funktionszusammenhang zu interpretieren“ (S. 10).

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

In seiner Einführung gibt Enno Bünz einen Forschungsüberblick über die mittelalterliche Laienfrömmigkeit im deutschsprachigen Raum. Er kann für Mitteldeutschland feststellen, dass in der Forschung besonders nach der deutschen Wiedervereinigung wichtige Fortschritte realisiert wurden. Der noch immer bestehende Nachholbedarf lässt Bünz zu dem Schluss kommen, dass „es kein anderes Gebiet in Deutschland geben dürfte, in dem vergleichbar intensiv über das spätmittelalterliche Kirchen- und Frömmigkeitsleben gearbeitet wurde, wie in Mitteldeutschland, und ein Ende ist noch nicht abzusehen“ (S. 39).

Die große Anzahl der multidisziplinären Beiträge (28) erlaubt es nicht, in dieser Besprechung auf die einzelnen Aufsätze näher einzugehen. Der Band konzentriert sich auf vier Hauptkapitel: „Fürsten, Grafen und Herren“, „Stadt und Land“, „Abläss, Wallfahrt, Wunder und Memoria“ sowie „Vermittlungsformen und Normen“. Im ersten Kapitel ist vor allem der Beitrag von Armin Kohne zu erwähnen, der sich mit dem Wandel fürstlicher Frömmigkeitspraxis in der Reformationszeit am Beispiel Herzog Georgs von Sachsen auseinandersetzt. Im zweiten Hauptkapitel wird, was zu erwarten war, deutlich, dass sich die Quellenüberlieferung für Städte bei Weitem umfangreicher präsentiert als für den ländlichen Raum.

In Bezug auf die Heranziehung und Auswertung von spezifischem Quellenmaterial ist im Besonderen die Rechnungsbuchüberlieferung zu nennen, mit welcher sich sechs Aufsätze beschäftigen, mitunter jedoch in etwas zu deskriptiver Form. Weiters werden unter anderem Inventare, Testamente, Stadtbücher, Predigten, Indulgenzregister, Nekrologe, Prognostiken, Inschriften und auch Zeugnisse zum geistlichen Spiel ausgewertet. Aus dem Bereich der Bild- und Sachquellen werden Altäre, Kacheln und die bildlichen Darstellungen von Heiligen auf denselben, Textilien zur Bekleidung von Skulpturen, bewegliche Heiligenfiguren, Grabmäler und Pilgerzeichen untersucht. Darüber hinaus werden Rechtsquellen in schriftlicher, bildlicher und gegenständlicher Form analysiert.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der gezielt multidisziplinär angelegte Band unterschiedliches mitteldeutsches Quellenmaterial zur Alltagsfrömmigkeit in verschiedenen Gruppen der Gesellschaft am Vorabend der Reformation vorstellt und behandelt, mitunter recht unterschiedlich – von deskriptiven Annäherungen bis zu manchen kritischen und komparativen Analysen. Dass sich dabei vor allem quellenbedingte Ungleichgewichte nicht ausräumen ließen, wie es auch Hartmut Kühne in seinen Schlussbetrachtungen feststellt (S. 812), in Bezug auf Stadt vs. Land, städtische Oberschicht vs. Unterschicht und Marginalgruppen, fürstliche Frömmigkeit vs. Frömmigkeitspraktiken des Klerus etc., wird sehr deutlich. Das relevante, im Vorwort formulierte Ziel des Bandes wurde jedoch erreicht: Unbekannte oder wenig bekannte bzw. erschlossene Quellen und Objekte als Zeugen für die Frömmigkeitspraxis werden vorgestellt und können damit für wünschenswerte weitere, vor allem komparative Untersuchungen, auch hinsichtlich der Situation in anderen Regionen und Ländern, Anwendung finden.

GERHARD JARITZ
Budapest/Wien



VSWG 104, 2017/1, 120–121

Willy Buschak

Arbeit im kleinsten Zirkel. Gewerkschaften im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur

Klartext, Essen 2015, 378 S., 29,95 €.

Die erste Fassung dieser Darstellung erschien 1993: ein vielfältiges und bis dahin weithin unbekanntes Panoramabild des von zahlreichen haupt- und ehrenamtlichen Funktionären der Gewerkschaftsorganisationen der Weimarer Republik getragenen Widerstands gegen das NS-Regime. Zuweilen reicht der Blick bis auf die Ebene der einzelnen Mitglieder hinab.

Die nun vorliegende neue Version wurde durchgreifend überarbeitet und wirft auch einen „neuen Blick auf die gewerkschaftliche Strategie im Krisenjahr 1932 und die Kontakte zwischen dem „Strasser-Flügel“ der NSDAP und dem ADGB sowie auf die Zerschlagung der Gewerkschaften 1933“ (S. 16 f.). Dabei wird zu recht betont, dass bereits die mit zahlreichen Verhaftungen einhergehende Besetzung der Gewerkschaftshäuser im März 1933 die organisatorische Widerstandskraft der freigewerkschaftlichen Arbeiterbewegung brach.

Nichtsdestoweniger kann Buschak an vielen Beispielen nachweisen, dass sich nach der endgültigen Zerschlagung der freien Gewerkschaften am 2. Mai 1933 erstaunlich früh Widerstand aus den Reihen ehemaliger gewerkschaftlicher Funktionäre und einfacher Mitglieder regte. Präsentiert werden viele mehr oder minder verfestigte Zusammenhänge gewerkschaftlichen Widerstands – genauer: des Widerstands ehemaliger Gewerkschaftsfunktionäre und -mitglieder – wie etwa die Netzwerke von ehemaligen Mitgliedern des Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV), aus den Bekleidungsgewerkschaften, dem Transportbereich und den Angestelltengewerkschaften. Sie versuchten in kleinen Gruppen und Zirkeln den Zusammenhalt zwischen den Gewerkschaftern aufrecht zu erhalten, aber auch dem Informationsmonopol des Regimes durch die Verteilung von Flugschriften entgegenzutreten, das Ausland über die Verhältnisse in Deutschland zu informieren und nicht zuletzt Pläne für die Zeit nach Hitler zu entwickeln. Der Bogen der Darstellung spannt sich bis zum Attentatsversuch auf Hitler am 20. Juli 1944. An den dem Umsturzversuch vorausgegangenen Beratungen waren prominente Gewerkschafter aus der Zeit der Weimarer Republik wie Wilhelm Leuschner von den freien und Jakob Kaiser von den christlichen Gewerkschaften beteiligt.

Buschak gelingt es, den Nachweis zu führen, dass sich die gewerkschaftlichen Untergrundnetze über weite Teile des Reiches erstreckten. In dieser Hinsicht sind seine Ergebnisse komplementär zu denen des Berliner Historikers Siegfried Mielke über die Widerstandsaktivitäten ehemaliger Funktionsträger des DMV. Sie konnten trotz hohen Verfolgungsdruckes bis in die letzten Kriegsjahre nicht vollständig zerschlagen werden. Die teils miteinander verbundenen und teils durch die gewerkschaftlichen Internationalen unterstützten Gruppen – zu nennen ist besonders die Internationale Transportarbeiterföderation (ITF) unter Edo Fimmen – umfassten zeitweise Hunderte, vielleicht mehrere Tausende Beteiligte.

Nicht anschließen möchte sich Buschak jedoch nach wie vor der in den 1980er Jahren von dem Historiker Gerhard Beier vorgetragenen und bis heute wiederholt aufgegriffenen These, es habe während des „Dritten Reiches“ eine „Reichsleitung“ der Gewerkschaften gegeben, die die Gesamtheit aller „freien“, also sozialistisch inspirierten Gewerkschaften vertreten und in direkter Konti-

nuität zum Bundesvorstand des ADGB gestanden habe. Was bei Buschak klar zu Tage tritt, ist der im historischen Bewusstsein der Öffentlichkeit wie der Gewerkschaften selbst, in Intensität und Umfang immer noch unterschätzte Beitrag ehemaliger Gewerkschafter zum Widerstand gegen das NS-Regime.

RAINER FATTMANN

Bonn

VSWG 104, 2017/1, 121–122

Marten Düring

Verdeckte soziale Netzwerke im Nationalsozialismus. Die Entstehung und Arbeitsweise von Berliner Hilfsnetzwerken für verfolgte Juden

De Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston, Mass. 2015, X u. 215 S., 79,95 €.

Diese Dissertation ist als Beitrag zum Thema „Warum halfen Menschen untergetauchten Juden im Nationalsozialismus?“ (Rückentitel) im Kontext des Forschungsprojektes „Referenzrahmen des Helfens“ entstanden. Der Autor fragt, wie Hilfsnetzwerke entstanden, wirkten und sich entwickelten und wie es möglich war, „dass Juden, die über Jahre hinweg systematisch sozial isoliert worden waren, Helfer und benötigte Ressourcen finden und überleben konnten?“ (S. 5).

Mit Hilfe der Sozialen Netzwerkanalyse werden sechs teilweise bereits erforschte Fälle aus Berlin bzw. dem Berliner Umland untersucht: das große Netzwerk um Franz Kaufmann, das kleine der „Gruppe Onkel Emil“, das „hochspezialisierte Fluchthilfenetzwerk um Luise Meier“ (S. 7) sowie die Hilfs- und Widerstandsaktivitäten von Karl Deibel, ergänzt um die Beziehungsstrukturen der rassistisch Verfolgten Erna Segal und Cioma Schönhaus, die aus deren Lebenserinnerungen rekonstruiert wurden. Die Quellenlage ist fragmentarisch: Ausgewertet werden Tagebücher, Gestapo-Verhöre, Entschädigungsakten, Ehrungsunterlagen, vorhandene Interviews und historische Studien. Die differenzierten Quellen, die nicht frei sind von „Fehldarstellungen, Auslassungen und Übertreibungen“ (S. 36), werden wie die Beziehungen zwischen den Akteuren mittels eines „eigens entwickelten Codiersystems“ erhoben.

Düring hat die Visualisierungssoftware NodeXL benutzt. Beispielhaft seien die Formen der Hilfe genannt: Kooperation, Vermittlungen, Unterkunft, Lebensmittel und -markenversorgung, gefälschte Dokumente, emotionale Unterstützung, Flucht- und andere Formen der Hilfe. „Die softwaregestützte, systematische Erfassung von informellen Beziehungen, insbesondere deren Visualisierung durch Netzwerkkarten ermöglicht es, Akteure innerhalb ihrer realen Sozialbeziehungen zu verorten und deren Struktur und Relevanz zu analysieren.“ (S. 70) Grafiken sollen die Darstellung und Interpretation stützen.

Für Düring erweist sich die Soziale Netzwerkanalyse als geeignet, „die komplexen Beziehungen zwischen Verfolgten und Nichtverfolgten systematisch zu erheben und zu analysieren“. Aufgrund seiner Befunde vertritt der Autor die These, „dass Hilfeverhalten nicht in erster Linie auf ein Persönlichkeitsmerkmal zurückzuführen ist, sondern dass sich die Bereitschaft und die Fähigkeit zu helfen

im Laufe teils mehrjähriger Prozesse in der Reaktion auf Hilfgesuche von Verfolgten und anderen Helfern und aus der Praxis der Hilfsleistungen selbst bildet. Die Bereitschaft, unter hohen persönlichen Risiken zu helfen, ist damit eher das Resultat eines Prozesses als dessen Ursache.“ (S. 10)

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Düring interessante Aspekte des Themas angesprochen hat. Zu Recht formuliert er vorsichtig, „dass die Netzwerkstrukturen keine vollständigen Abbildungen aller relevanter Strukturen [sind], sondern als unvollständiges Puzzle“ (S. 37) anzusehen sind.

KURT SCHILDE
Berlin/Potsdam

VSWG 104, 2017/1, 122–123

Mark Häberlein / Robert Zink (Hg.)

Städtische Gartenkulturen im historischen Wandel

(Stadt in der Geschichte 40). Thorbecke, Ostfildern 2015, 240 S., 29,00 €.

Hervorgegangen aus der 51. Arbeitstagung des südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung des Jahres 2012 präsentieren Mark Häberlein und Robert Zink zentrale Beiträge zur Gestaltung öffentlicher Parks und Grünflächen als einem wesentlichen Handlungsfeld von kommunalen Eliten vor allem in der frühneuzeitlichen Stadt und im folgenden Urbanisierungsprozess. Einen Schwerpunkt bilden dabei die Entwicklungen in Bamberg, dem Tagungsort, wo 2012 eine Landesgartenschau stattfand.

Die Fokussierung auf die Frühe Neuzeit und die kunstgeschichtliche Orientierung führen allerdings zu einem eingeschränkten Blick auf städtische Gärten und Parks als Rückzugsräume aus dem Arbeitsalltag, als Plätze der Erholung und des Zeitvertreibrs sowie als Orte der Mächtigen. Damit werden manche sozialgeschichtliche Fragestellungen vernachlässigt, z. B. die Entwicklung städtischen Grüns als Element der Stadtentwicklungspolitik, als Teil der kommunalen Daseinsfürsorge, als nachhaltige Politik, als Projekt sozialer Abgrenzung und (bürgerlicher) Stadtrepräsentation oder als volkspädagogische Maßnahme der Herrschenden.

Beim Beitrag über den Stuttgarter Schlossgarten kommt man nicht um „Stuttgart 21“ herum. Interessanterweise kann hier gezeigt werden, dass sich dieser Park immer wieder wandelte, also nicht eine bestimmte Gestaltungsform verteidigt wurde, sondern die Idee eines wandelbaren Gartens. Möglicherweise richtete sich der Protest aber auch aus ganz anderen Gründen gegen dieses Großprojekt.

In verschiedenen Beiträgen klingen die bei der Entwicklung städtischer Gärten und Parks verbreitete Großstadtkritik und die Idealisierung dörflichen Lebens in vermeintlich heiler Natur an. Die Behandlung der Gartenstadt- und der Kleingartenbewegung thematisiert auch soziale, hygienische und ökologische Motive hinter der städtischen Grünflächenpolitik. Zudem war die Gartenstadtbewegung verbunden mit partizipatorischen Überlegungen, aber auch konservativen Vorstellungen von der Rolle der Frauen im Reproduktionsbereich von Haus und Garten.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Jenseits mancher sozialgeschichtlicher Fragestellung sind die Darstellungen der wissenschaftlichen und kommerziellen Verflechtungen bei der Nutzung nicht-heimischer Pflanzen und der Blick auf die Entwicklung botanischer Gärten sowie die damit verbundenen Innovationen bei Anbau und Pflege der Pflanzen oft vernachlässigte wichtige Aspekte städtischer Gartenkulturen. So trugen die Gärten auch dazu bei, die Kultivierung von Nutzpflanzen und die Einführung neuer Kulturpflanzen sowie die Qualifizierung des Gärtnerhandwerks voranzutreiben.

Leider fehlt dem anregenden Band weitgehend der Hinweis auf die jüngste Vergangenheit und Gegenwart, in der die Städte den Pflegebedarf für ihre Grünflächen aus Kostengründen zurückfahren müssen, so dass angesichts der öffentlichen Armut auch die Gartenkulturen „verarmen“ bzw. nur noch auf „Events“ wie die allgegenwärtigen Gartenschauen und Prestigeprojekte der Stadtpäsentation ausgerichtet sind. Hier deutet sich schon lange ein historischer Wandel an, der zu einer tiefgreifenden Änderung städtischer Grünflächenpolitik führt.

STEFAN GOCH
Gelsenkirchen

VSWG 104, 2017/1, 123–124

Joachim J. Halbekann / Ellen Widder / Sabine von Heusinger (Hg.)
Stadt zwischen Erinnerungsbewahrung und Gedächtnisverlust. 49. Arbeitstagung in Esslingen am Neckar, 19.–21. November 2010
(Südwestdeutscher Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung: Arbeitstagung 49 / Stadt in der Geschichte 39). Thorbecke, Ostfildern 2015, 407 S. (83 Abb.), 34,90 €.

Lokale Gedächtnisse sind als subnationale Vergegenwärtigungsmuster von Vergangenheit gleichsam Schaltstellen im räumlich-politischen Schichtaufbau von Gesellschaften. Sie befinden sich in einer engen Wechselwirkung mit den Gedächtnisorten sowie mit der regionalen, nationalen und sogar internationalen Ebene. Dem lokalen Gedächtnis kommt somit eine Vermittlerfunktion zwischen den Ebenen des Raumes und den politisch-staatlichen Organisationen zu. Dabei ist der Terminus ‚Gedächtnis‘ in den analytischen Konzeptionen der erinnerungskulturellen Forschung längst über die althergebrachte Vorstellung eines Speichers hinausgegangen. Vielmehr stehen die wechselseitigen Verbindungslinien zwischen physikalisch-materiellem, sozialem und imaginärem Raum im Fokus des Nachdenkens. Zugleich ist eine größere Offenheit für die Spannungsfelder zwischen primärer historischer Erfahrung und deren individueller wie kollektiver Vergegenwärtigung zu konstatieren.

Archive sind das öffentliche Gedächtnis. Das Gedächtnis einer Stadt ist aber nicht nur ihr Archiv, sondern auch ihre Erinnerungskultur und insbesondere ihre Formen des öffentlichen Gedenkens. Diese wiederum weisen politische, gesellschaftliche, wissenschaftliche und ästhetische Aspekte auf. Je einschneidender ein Ereignis für die Geschichte einer Stadt und ihrer Bewohner war, umso bedeutsamer ist das Gedenken daran – oder auch das gezielte Vergessen. Eine besondere Rolle im Umgang mit Erinnerung kommt den jeweiligen Medien der Überlieferung zu.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Mit diesem Themenfeld setzte sich die 49. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung 2010 auseinander, deren anregende Beiträge jetzt gedruckt vorliegen. Gefragt wird, welches Wissen weitergegeben und welches vergessen wird. Nach welchen Regeln läuft dieser Prozess ab und ist er planmäßig steuerbar? Während das Vergessen aus neurobiologischer Sicht ein natürlicher hirnpfysiologischer Prozess ist, ist es in der Geschichtswissenschaft negativ konnotiert. Die meisten Menschen geraten nach einigen Jahrzehnten in Vergessenheit, auch vergangene Gesellschaften werden nur in einzelnen Aspekten und Segmenten noch wahrgenommen.

Ausgangspunkt der Konferenz war der 400. Jahrestag des Baus eines eigenen Archibgebäudes in der ehemaligen Reichsstadt Esslingen am Neckar. Anhand dieser Institution wird die Entwicklung einer städtischen Überlieferung vom 13. bis zum 21. Jh. aufgezeigt. Dass diese keine Selbstverständlichkeit ist, zeigt der Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln am 3. März 2009, dessen Folgen für die Erinnerung in diesem Band dargelegt werden. Zwischen diesen beiden archivischen Situationen, die auch Überliefern und Vergessen thematisieren, werden in zehn weiteren Beiträgen Orte, Medien und Amnesie des städtischen Gedächtnisses behandelt: der Stadtgottesacker in Halle, Denkmäler der Gründerzeit, nicht-schriftliche Erinnerungsmedien im hochmittelalterlichen Pisa, Archiv und Herrschaft am Beispiel der spätmittelalterlichen Archive in Mantua und Mailand, Medien in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt, die kollektive Erinnerung und das Stadtgedächtnis in Worms während des 19. Jh.s, vormoderne städtische Sammlungen, Verkehrsflächenbenennungen im mittelalterlichen und modernen Köln sowie der Bombenkrieg im Gedächtnis europäischer Städte. Gerade der letzte Beitrag zeigt auf, dass die Luftangriffe des Zweiten Weltkrieges trotz ihrer Schrecken zu einem Leitmedium städtischer Identität werden konnten. Die Zerstörung wurde zum Erinnerungserlebnis der „Schicksalsgemeinschaft“ umgedeutet und erlangte die Funktion eines „Gründungsmythos des Wiederaufbaus im Nachkrieg“ (S. 372). Die Erinnerung wandelte die Kriegserfahrung zu einer sinnvollen Geschichte, an die man ohne Scheu zurückdenken kann. Deutlich wird, wie wichtig eine enge Verbindung von Stadtgeschichte und Erinnerungsforschung ist.

Städte sind weit mehr als nur Ballungsräume mit hoher Verdichtung. Sie schaffen, sichern oder verdrängen Erinnerung. Über die einzelnen Beiträge hinaus regt der instruktive Band an, sich mit der Rolle von Städten im Prozess der Erinnerung und Überlieferung zu beschäftigen – ein ertragreiches Forschungsfeld.

RAINER HERING
Schleswig



VSWG 104, 2017/1, 125–126

Christoph Hilgert

Die unerhörte Generation. Jugend im westdeutschen und britischen Hörfunk 1945–1963

(Medien und Gesellschaftswandel im 20. Jahrhundert 4). Wallstein, Göttingen 2015, 388 S. (8 Abb.), 39,90 €.

Jugend und Hörfunk gingen vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis weit in die 1960er Jahre eine enge Verbindung ein. In dieser „Hochphase des ‚Hörfunkzeitalters‘“ (S. 36) wurde das Radio immer mehr von einem Kommunikationsinstrument über die Jugend zu einem Mittler und Mitgestalter der Jugend. Es erreichte nicht nur „den Status eines für die alltägliche Lebensführung“ der Jugend als „unverzichtbar empfundenen“ Mediums (S. 61), sondern wurde auch zur „herausragenden Aushandlungsinstanz“ für den gesellschaftlichen Umgang mit ihr (S. 14). Diesen Prozess analysiert Hilgert vergleichend anhand der frühen bundesdeutschen und der englischen Rundfunklandschaft. Großbritannien bot sich als europäisches Vergleichsland besonders an, weil dort – anders als in Deutschland – „die Staats- und Medienordnung den Krieg weitgehend unverändert überdauert“ hatte und zugleich das „Vorbild der BBC“ (S. 20) den Neuaufbau des westdeutschen Rundfunks maßgeblich mitprägte.

Nach Hilgerts Analyse der Hörfunkprogramme beider Länder, in denen er mehr Analogien als Unterschiede ausmacht, prägten „vier Berichterstattungsphasen“ die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Jugend. In der ersten Phase bis 1947/48 dominierten „die physischen und psychischen Nöte“ der Kriegs- und Nachkriegsjugend (S. 319). Bedrohungsszenarien und Gefährdungsdiskurse bestimmten den medialen Umgang mit ihr. In der nachfolgenden Periode bis 1954/55 wurde die Jugend dagegen zunehmend „als Hoffnungsträger identifiziert“ und „in die Pflicht genommen“ (S. 320), um dann bis ca. 1958 im Zeichen erwachender Halbstarckenmilieus erneut mit „Krisen-, Bedrohungs- und intergenerationellen Abgrenzungsdiskursen“ überzogen zu werden (S. 321). Erst in der vierten Phase bis 1963 „ist eine gewisse Ernüchterung und Versachlichung der Debatte zu beobachten“. Durch die Popularisierung der Teenagerkultur „über die ursprünglichen subkulturellen Kontexte hinaus kam es zu einer schrittweisen Entdämonisierung und Gewöhnung“ (S. 323). Die Jugend wurde endgültig zu einem wichtigen Zielpublikum und Wirtschaftsfaktor der westlichen Welt und das Radio als transportables Transistorgerät zunehmend zu einem wesentlichen Statussymbol und Bestandteil der Jugendkultur. Insgesamt dominerten bis weit in die 1950er Jahre im Hörfunk jedoch Sendeformate, in denen „über die Jugend gesprochen [wurde] und nicht mit ihr“. Es überwogen „die Meinungsbekundungen von Erwachsenen“. Ein Dialog kam „allenfalls ansatzweise zustande“ (S. 79). Erst unter dem Druck einer massiven Abwanderung junger Hörer zu privaten Sendern wie Radio Luxemburg sowie den Soldatensendern AFN und BFN – weil im öffentlich-rechtlichen Rundfunk lange Zeit eine „beängstigende Popmusik-Funkstille“ (S. 143) herrschte – setzten sich auch dort langsam „jugendorientierte Musikprogramme“ (S. 149) durch. Zu entscheidenden programmgeschichtlichen Veränderungen kam es in Großbritannien wie in Westdeutschland erst außerhalb des von Hilgert untersuchten Zeitraums (S. 334).

Als Quellen für seine Analyse dienten dem Verfasser ca. 600 thematische Sendemanuskripte und redaktionelle Schriftstücke, von denen er 250 intensiv auswertete. Tonaufzeichnungen von

Berichten über, für und mit Jugendlichen standen ihm dagegen nur rund 50 (und dort in der Regel auch keine vollständigen Sendungen) zur Verfügung. Bedauernd musste er akzeptieren, dass von dem „medienspezifische[n] Zusammenspiel von Klängen, Tönen und Geräuschen“, das Hörfunk stark ausmacht, nur wenig überliefert ist (S. 31). Dieses Defizit an Lebendigkeit versucht er durch Einbeziehung von Briefwechsellern mit Hörern und Zeitzeugeninterviews mit langjährigen Mitarbeitern des Jugendfunks auszugleichen.

Insgesamt kommt Hilgert zu dem Resümee, dass der Hörfunk mit seinen Sendungen „die individuellen und kollektiven Vorstellungen von Jugend sowie die Aushandlung einer gemeinsamen Wertordnung“ in beiden Demokratien „in Zeiten des Wandels“ nachhaltig prägte. Es kam zu „dynamische[n] Wechselwirkungen zwischen der Genese zeittypischer Jugendkulturen und der Fortentwicklung jugend- und populärmusikorientierter Programmangebote im Hörfunk“ (S. 312). Hilgerts ebenso faktenreiches wie instruktives Buch wurde 2015 zu Recht mit dem Nachwuchsförderpreis der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft ausgezeichnet.

BERND LINDNER

Leipzig

VSWG 104, 2017/1, 126–127

Franz-Xaver Kaufmann

European Foundations of the Welfare State

Berghahn, New York / Oxford 2015, 388 S. (3 Abb.), 37,50 €.

Historisch arbeitende Soziologen sind rar geworden – Jürgen Kocka hat unlängst Klage darüber geführt, dass in der Soziologie das Interesse am langfristigen sozialen Wandel nur mehr gering ist, Geschichtswissenschaft und Soziologie darum weit auseinandergerückt seien und ein produktiver Dialog kaum noch existiere. Dabei gibt es Themen, die in beiden Disziplinen auf Aufmerksamkeit stoßen und prädestiniert dafür sind, den langfristigen sozialen Wandel zu erforschen: Das breite Feld der Wohlfahrtsstaatlichkeit gehört dazu. Tatsächlich entledigen sich die meisten der zu Fragen des Wohlfahrtsstaates arbeitenden Soziologen der Tradition ihres Gegenstandes, indem sie auf die Chiffre „Bismarck“ zurückgreifen – und halten damit alles für gesagt. Die große Ausnahme von dieser Regel ist Franz-Xaver Kaufmann, der fast dreißig Jahre sein Fach an der Universität Bielefeld vertrat, die Sozialpolitik schon früh und anhaltend in den Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Interesses rückte und stets ein optimistischer Befürworter des Wohlfahrtsstaates blieb. Die hier vorzustellende, erstmals 2012 erschienene Aufsatzsammlung bietet ein „Best-of“. Sie liegt nun auch als Paperback vor und trägt so hoffentlich zur Rezeption der Arbeiten von Kaufmann im englischsprachigen Raum bei.

Das Spektrum der Aufsätze reicht von ideengeschichtlichen Studien zum wohlfahrtspolitischen Denken im 19. Jh. über soziologische Betrachtungen zur Staatstheorie bis zu Beiträgen, die die spezifischen Krisen der (west)europäischen Wohlfahrtsstaaten seit den 1970er Jahren beleuchten. (Fast) allen Aufsätzen gemeinsam ist die historische Tiefenschärfe, die freilich – ein Spezifikum

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Kaufmanns – überwiegend durch ideen- und begriffsgeschichtliche, weniger durch gesellschafts- oder institutionengeschichtliche Analysen erzeugt wird. Wozu braucht der Soziologe Kaufmann die Geschichte? Tatsächlich ist die historische Dimension für seine Forschung konstitutiv, nicht zuletzt deshalb, weil er einen ‚tiefen‘ Wohlfahrtsstaat zum Gegenstand nimmt, der nicht „simply an administrative arrangement of various measures of social protection“ darstellt, sondern als „political project embedded in distinct cultural traditions“ (S. 1) erscheint und folglich als Produkt *und* Agent der Modernisierung verstanden werden kann. Nicht Umverteilung, sondern Integration (auch als „cultural function“) ist in den Augen Kaufmanns die zentrale Aufgabe des Wohlfahrtsstaates. Auch von daher erscheint es zwingend, nach ‚Ideen‘ des Wohlfahrtsstaates zu suchen: Schon in seiner Habilitationsschrift hatte sich Kaufmann mit „Sicherheit“ als einer „Wertidee“ beschäftigt, und der vorliegende Band enthält eine luzide Zusammenfassung seiner Forschung zu diesem Begriff und dessen Wirkungsgeschichte.

Zwei weitere Aufsätze seien ob ihrer Pionierleistung hervorgehoben: In einem umfassenden, erstmals 1988 erschienenen Beitrag über „Christian Influences on Social Reform“ gibt Kaufmann Aufschluss über die religiös Motivierten, die am *intellectual framework* für Sozialreform seit dem 19. Jh. mitgebaut haben. In der Geschichtswissenschaft war ein Wissen um diese Wurzel der Wohlfahrtsstaatlichkeit immer vorhanden, aber für die Soziologie, in der der Faktor Religion lange unbeachtet blieb, war dieser Aufsatz ein bedeutender Markstein. 2003 erschien dann eine Studie, die in die vorliegende Sammlung unter dem Titel „Welfare Internationalism before the Welfare State“ übernommen wurde. Sie beförderte zwei Trends, die inzwischen vor allem in der historischen Forschung zum Wohlfahrtsstaat zu greifbaren Ergebnissen geführt haben: Zum einen macht Kaufmann hier zu Recht darauf aufmerksam, dass die vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung das internationale *institution building* (etwa in Gestalt der International Labor Organization ILO) wie auch die zugehörigen Ideenkreise, die etwa in der Declaration of Philadelphia der ILO 1944 zum Ausdruck kamen, stärker beachten müsse. Zum anderen rückt er die forcierte Internationalisierung der wohlfahrtsstaatlichen Diskussion gerade in den 1940er Jahren in einen Zusammenhang mit der Ausformulierung der Menschenrechte durch die United Nations und weist damit auf die Bedeutung der *human social rights* hin, die im Rahmen der wachsenden Literatur zur Geschichte der Menschenrechte ihren Platz finden müssen.

MARCUS GRÄSER

Linz



VSWG 104, 2017/1, 128–129

Karl-Peter Krauss (Hg.)

Quellen zu den Lebenswelten deutscher Migranten im Königreich Ungarn im 18. und frühen 19. Jahrhundert

(Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 20). Steiner, Stuttgart 2015, 707 S. (zahlr. Abb., Karten), 86,00 €.

Die vorliegende Edition enthält rund 700 Quellenauszüge aus dem Kontext der deutschen Einwanderung ins Königreich Ungarn des 18. Jh. s. Sie stammen aus mehr als 50 Archiven in neun Ländern Europas. Überwiegend handelt es sich um bisher unpubliziertes Material. Dies ist nicht zuletzt deshalb besonders verdienstvoll, weil die deutschsprachige Migration nach Ungarn im 18. Jh., im Unterschied etwa zu den Wanderungen von Hugenotten, Salzbergern oder zur Amerikaauswanderung, in der Forschung ein Schattendasein fristet. Dabei war das Königreich Ungarn, worauf der Herausgeber in seiner Einleitung verweist, im ‚langen‘ 18. Jh. gerade für Südwestdeutsche ein Hauptziel von Emigration – schon allein, weil es leichter und günstiger erreichbar war als etwa die amerikanischen Kolonien. So sind in dieser Zeit möglicherweise mehr als 150.000 Menschen aus dem Heiligen Römischen Reich ins Königreich Ungarn ausgewandert. Ziel der Edition ist eine Annäherung an deren „Lebenswelt“ (S. 20), worunter vor allem Handlungsstrategien zur Alltagsbewältigung verstanden werden. Insbesondere die Migranten selbst sollen zum Sprechen gebracht werden und nicht allein die obrigkeitlichen Verwaltungsorgane. Dazu dient ein reicher Bestand aus dem Komplex sogenannter Verlassenschaftsakten, in denen Fürsorgefragen, Erbschaften und Vermögenstransfers, in der Regel zwischen alter und neuer Heimat, verhandelt wurden.

Beim edierten Material handelt es sich größtenteils um Briefe, Bittschriften und Verwaltungsschriftgut vom späten 17. bis zum frühen 19. Jh. Die Einleitung legt die teils mühevollen Recherchewege (von der Zentral- bis zur Lokalebene) offen und diskutiert Fragen von Überlieferung und „Repräsentativität“ der Quellen. Angeordnet ist das Material weder strikt chronologisch noch territorial, sondern sachthematisch, wobei sich die Kapiteleinteilung nicht leicht erschließt. Grundsätzlich beschäftigen sich die Quellen im ersten Teil mit Fragen des Abzugs aus der alten Heimat, mit der Zahlung von Abzugsgeldern, Emigrationsbeschränkungen und politisch-diplomatischen Auseinandersetzungen. Teil 2 richtet die Perspektive stärker auf die Migrationsregime in den Ansiedlungsgebieten und die Abläufe des Zahlungsverkehrs. Kapitel 3 enthält vorwiegend Briefe, die über Verwandtschaftsverhältnisse zwischen alter und neuer Heimat sowie zwischen den Zeilen auch über die Ansiedlungssituation Auskunft geben. Kapitel 4 („Lebenswelten“) setzt dies fort, wobei hier insbesondere der Umgang mit Krankheit und Tod ins Zentrum gerückt wird. Kapitel 5 thematisiert schließlich Kriminalität und Konflikte, wiederum rund um Erbschaften.

Die Quellenauszüge werden mustergültig eingeleitet, kommentiert und erschlossen und enthalten, obwohl in der Regel Vermögens- und Erbschaftsfragen im Zentrum stehen, zahlreiche faszinierende Informationen über die Alltagsbewältigung der Migranten. Ein besonderes Verdienst ist sicherlich die enge Verknüpfung von Auswanderungs- und Zielregionen. Die Gliederung ebenso wie die Überschriften der Einzelquellen sprechen allerdings nicht für sich (vgl. wenig aussagekräftige Kapitelüberschriften wie „Bevollmächtigte Abholung im Spannungsfeld privater und staatlicher Interessen“ [S. 265] oder redundante Verweise auf „Erbschaft“). Wenn als Ziel des Bandes

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

formuliert ist, „sich auf neue methodische Herausforderungen einzulassen“ (S. 17), so bleibt es weitgehend den avisierten späteren Nutzern überlassen, die administrative und sozioökonomische Ebene zu verlassen, die Quellen – wie dies in der historisch-anthropologischen Forschung gängige Praxis ist – konsequent gegen den Strich zu lesen und Informationen zu Themenbereichen wie Herrschaft, Reise, Ernährung (vgl. Nr. 95.1), Geschlecht, Konfession/Glaube, Körper und Krankheit (vgl. Kap. 4.2), Gewalt, Devianz (Nr. 130, 138; vgl. Kap. 5), Kommunikation, Schreibpraktiken, Sprache (vgl. Nr. 94.1) u. v. a. herauszuarbeiten. Material zu diesen und zahlreichen weiteren Aspekten findet sich jedenfalls zuhauf.

Dass es sich bei der vorliegenden Edition um eine Fundgrube handelt, deren Wert in hohen editorischen Standards, minutiöser Archivrecherche und der Beigabe praktischer Hilfsmittel (Regesten, Karten, Abbildungen, Register usw.) liegt, steht außer Frage. Hieraus lässt sich ein farbenprächtiges Bild frühneuzeitlicher Migrationsgeschichte erarbeiten, das die deutsche Auswanderung nach Ungarn künftig aus ihrer historiographischen Isolation holen kann.

ALEXANDER SCHUNKA

Berlin

VSWG 104, 2017/1, 129–131

Margareth Lanzinger

**Verwaltete Verwandtschaft. Eheverbote, kirchliche und staatliche
Dispenspraxis im 18. und 19. Jahrhundert**

Böhlau, Köln / Weimar / Wien 2015, 405 S. (13 Abb.), 54,90 €.

Die vorliegende Arbeit untersucht Eheschließungen in den Diözesen Brixen, Chur, Salzburg und Trient zwischen dem Ende des 18. und des 19. Jh. s. Konkret geht es um Befreiungen von kirchlichen Eheverböten unter Verwandten („Inzest“) bis zur Verwandtschaft vierten Grades; nach der kirchlichen Zählung entsprach das vier Generationen. Durch Übertragung auf Patenschaft und Schwägerschaft war damit ein großer Personenkreis von Ehen miteinander ausgeschlossen. Durch kirchliche Dispensationen konnte und kann eine Person im Einzelfall von solch allgemeinen Verböten befreit werden. Traditionell war dabei in der römisch-katholischen Kirche umstritten, inwieweit es sich um ein Recht des Papstes handelte oder ob es auch von den Diözesanbischöfen in Anspruch genommen werden durfte. Mehrere Regeln versuchten hier, zwischen dem Zentralitätsanspruch und praktikablen Erwägungen der größeren Schnelligkeit in unproblematischen Fragen zu vermitteln, während die protestantischen Fürsten dieses Recht auf sich bzw. ihre Verwaltung überführten.

Die von der Autorin behandelte Zeit ist die Phase der Versuche von Maria Theresia und ihren Söhnen, vor allem Joseph II., das Eherecht zu verstaatlichen. Mit dem Ehepatent von 1783 wurde nicht nur das Eheverbot auf den ersten und zweiten kanonischen Grad reduziert, sondern bereits seit 1777 hatte man auch ein staatliches *placitum* an die Stelle der kirchlichen Dispensation setzen und den Bürgern die direkte Kommunikation mit Rom verwehren wollen. Ab 1790 durften dann wieder die Diözesanbischöfe entscheiden, allerdings nun für den Staat.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Die Arbeit beschreibt Umgehungsstrategien der Bürger, die entweder direkt Rom oder den Nuntius angingen oder sogar zum Protestantismus konvertierten. Doch auch die Diözesen gingen mit den Anforderungen unterschiedlich um, nicht nur im Hinblick auf die formale Verwaltung, sondern auch in Bezug auf die Entscheidungsgründe. Gab sich Brixen besonders genau und entscheidungsmächtig, waren die übrigen Diözesen eher zurückhaltend. Da es sich um einen reinen Gnadenakt handelte, fiel die Reaktion der Bistümer unterschiedlich aus. Manche Bittsteller erwiesen sich dabei hartnäckiger als andere. Die Verhaltensmuster der Applikanten, der Diözesen und ihrer Ebenen werden ausführlich beschrieben, überwiegend durch Beispielfälle. Die Arbeit ist eine Pionierleistung, da solche Akten in diesem Maße bisher noch nicht ausgewertet wurden. Sie lässt sich daher auch kaum mit anderen Untersuchungen vergleichen. Die Vielfalt der Befunde zu den Diözesen verhindert überdies, die Ergebnisse dieser Untersuchung auf einen Nenner zu bringen, was für weiterführende Studien zu dieser Thematik spricht.

Zwei Kritikpunkte müssen jedoch genannt werden: Schärfere Profil hätte die Arbeit vor dem Hintergrund der kirchenrechtlichen Auseinandersetzungen der Neuzeit um die Dispensation gewonnen. Doch leider umgeht die Verfasserin nicht nur die lateinische Literatur – soweit sie sie nicht aus anderen Werken indirekt entnimmt –, sondern damit auch die kanonistische Auseinandersetzung. Es werden zentrale Darstellungen zu den Dispensationsvoraussetzungen und -verfahren allenfalls kurz oder indirekt, keineswegs jedoch erschöpfend dargestellt; auch die österreichische Literatur fehlt. Woran soll man den Aktenbefund sonst messen? So kennt und nennt Lanzinger einige Dispensationsgründe, was bedeuten könnte, dass die übrigen keine Rolle spielten. Doch inwieweit sich die Parteien rechtskonform oder eher kreativ verhielten, lässt sich nur im Vergleich mit den normativen Vorgaben messen, die hier fehlen. Die Verfasserin versäumt damit die Chance zu erklären, wie sich Praxis und Rechtslage zueinander verhielten. Gerade weil es keine weiteren Untersuchungen zur Praxis gibt, wäre ein Blick auf die etablierte kanonistische Theorie der einzig mögliche Vergleichsmaßstab gewesen.

Die allgemeine Auseinandersetzung zwischen Rom und Diözesanbischöfen in der Kirche eröffnete Österreich die Möglichkeit, Rom zu schwächen. Im Hinblick auf die österreichischen Werke, z. B. Schmiers und Riegers, kommt der Verdacht auf, dass Unterschiede zu den älteren Vorgaben wie Thomas Sanchez zum Eherecht oder anderen Werken der Zeit entwickelt wurden. Inwieweit nutzte der österreichische Staat oder auch nur die bischöfliche Dispensationspraxis die vorhandenen Interpretationsräume?

Damit ist zweitens auf den politischen Hintergrund der österreichischen Gesetzgebung des Josephinismus einzugehen. In der Arbeit bleibt es weitgehend offen, worum es ging. Der staatliche Zugriff auf das Eherecht stand im Rahmen einer absolutistischen Machtpolitik, die bestrebt war, sich der klassischen kanonistischen Materie zu bemächtigen. Wollte man es den protestantischen Staaten an Machtgewinn zulasten der Kirche gleichtun? Der Vergleich in der Arbeit gilt nur satzweise einem im Übrigen ganz diffusen Protestantismus, obgleich schon die österreichischen Zeitgenossen genau wussten, ab wann sie ihre begabten Kinder besser nicht mehr in Leipzig, sondern in Halle studieren ließen. In Österreich ging es jedoch vielmehr darum, wie neuere Forschungen zeigen konnten, mithilfe des Jansenismus eine den Staat stärkende Richtung des Katholizismus zu entwickeln. Diese Zusammenhänge, der Versuch seit den Zeiten Maria Theresias, die Bischöfe stärker unter staatliche Kontrolle zu bringen, bleiben unerwähnt. Sie könnten aber helfen, die letztlich für den Staat arbeitenden Bischöfe zu erklären. Österreich entwickelte einen politischen

Katholizismus, der die Kirche und ihre Materien zwar respektierte, doch unter staatliche Kontrolle brachte. Sicherlich muss man nicht auf die theologischen Hintergründe eingehen. Doch die daraus resultierenden Staatsmodelle hätten zu Forschungsfragen über das Verhältnis zwischen Kaiserhof und regionalen Diözesen führen können – leider wird diese Chance hier vertan.

Gerade in diesem Verhältnis könnten die unterschiedlichen Politiken der Diözesen aber neu gedeutet werden. Wollte das entscheidungsfreudige Brixen vor allem ein staatliches Recht, insbesondere die staatliche Zivilehe, vermeiden und war dafür bereit, eine leistungsfähige kirchliche Verwaltung durchzusetzen, während die übrigen Diözesen dem Kaiser mehr Macht zugestehen wollten?

MATHIAS SCHMOECKEL

Bonn

VSWG 104, 2017/1, 131–132

M. Rainer Lepsius

Soziale Schichtung in der industriellen Gesellschaft

Mohr Siebeck, Tübingen 2015, 164 S., 59,00 €.

Es gibt wohl kaum einen Sozialhistoriker, der die Aufsätze von M. Rainer Lepsius nicht mit großem Genuss gelesen und dort nicht für das jeweils eigene Thema konzeptionelle Anregungen gefunden hätte. Dies gilt auch für dessen 1963 fertiggestellte, bisher jedoch unveröffentlichte Habilitationsschrift. Die dichte, von Wolfgang Schluchter kompetent eingeleitete Studie diskutiert die „Problemlage der Soziologie der Schichtung“. Ihren Ausgang nimmt sie bei den Theorien der ‚Altvorden‘; sie schließt mit dem – für uns heute schon lange historischen – Thema „Schichtungsbildung der westdeutschen Gesellschaft“. In insgesamt sieben Kapiteln fokussiert sich Lepsius vor allem im Hauptteil auf die damalige bundesdeutsche, in längeren Passagen außerdem auf die US-amerikanische Nachkriegs-Soziologie, deren konzeptionelle Vorschläge inzwischen zu erheblichen Teilen obsolet geworden sind. (Die Angst vor ‚Veraltung‘ war vermutlich auch der Hauptgrund, warum der 2014 verstorbene Lepsius seine Habilitationsschrift zu Lebzeiten nicht veröffentlicht hat.) Insofern ist die mehr als fünfzig Jahre nach ihrem Entstehen publizierte Studie ein historisches Dokument. Gleichzeitig ist sie jedoch weit mehr als das. Mit zahllosen klugen Bemerkungen – etwa in den Passagen zu Marx und Weber – gibt sie vielfältige Anstöße, die auch und gerade aktuell für eine moderne Sozialgeschichte fruchtbar gemacht werden können und sollten. Im Rahmen einer Rezension können hierfür nur wenige ‚Kostproben‘ geboten werden.

Harsch fällt z. B. seine Kritik an der Anfang der sechziger Jahre in der konservativen bundesdeutschen Soziologie populären These von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ aus. In Anlehnung an Schelsky resümiert Lepsius den (damaligen) Mainstream der Soziologie in beiden deutschen Staaten mit den Worten, dass „Klassengesellschaft“ immer die anderen gewesen seien – weil die Sozialstrukturen der jeweils ‚eigenen‘ Gesellschaft als „klassenlos“ oder eben als „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ ideologisiert wurden. Lepsius spricht in diesem Zusammenhang auch für den „Westen“ von einer „fragwürdigen Tendenz zur ‚Ideologisierung der Klassenlosigkeit‘“ (S. 7 ff.). Im

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Übrigen, konstatiert er lakonisch, sei das Diktum der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ (fast) so alt wie die bürgerliche Gesellschaft selbst. So zitiert er die Formel Wilhelm Heinrich Riehls aus dem Jahre 1851 vor dem Hintergrund des Zerfalls ständischer Strukturen vom „Aufgehen der vielgliedrigen Gesellschaft in ein nivelliertes Bürgertum“. Es sei typisch, dass gerade Gesellschaften in Übergangsperioden „relativ unstrukturiert erscheinen“. Die Folge: „Erst in jenem Augenblick, in dem die neue Entwicklungsperiode wieder deutlich geworden ist“, also eine gewisse Stabilität erreicht habe und ihre Konturen deutlicher hervortreten, sei es möglich, das „Begriffsinstrumentarium“ zu erneuern und zu schärfen (S. 11) – ein nur oberflächlich trivialer Hinweis, der aktuell, in einer Transformationsperiode mit offenem Ausgang, nichts von seiner Bedeutung eingebüßt hat: Terminologische Krücken wie „Postfordismus“, „Postmoderne“ oder auch „Risikogesellschaft“ illustrieren eindrücklich, dass die begriffliche und auch kategoriale Hilflosigkeit in der Gegenwart eher zu- als abgenommen hat.

Ein – weiterer – großer Vorzug der Überlegungen Lepsius' ist, dass für ihn historische Dynamiken, das Prozesshafte, die Veränderung sozialer Strukturen, zentral sind und ihm ein Denken in statischen (unhistorischen) Kategorien tendenziell abgeht. Deutlich wird dies, wenn (und wie) er Weber und dessen Klassenkonzept zustimmend referiert: „Klassen und Stände sind für ihn in der Regel nicht Typen historischer Schichtungssphänomene, sondern analytische Unterscheidungen von zwei konstitutiven sozialen *Prozessen* der sozialen Schichtung.“ (S. 25) Dass dies so bleiben würde und sich die Bundesrepublik wie alle anderen – damals vor allem westlichen – Industrieländer auf dem Weg zur Dienstleistungsgesellschaft befanden, war Lepsius selbstverständlich bewusst, und ebenso, dass dies entsprechende Auswirkungen auf die Kategorienbildung haben würde. So warnt er gegen Ende seiner Studie, dass „bei der zu erwartenden weiteren Zunahme der nicht-manuellen Tätigkeiten im Sektor der Dienstleistungen die Zukunft der Schichtungsstruktur höchst ungewiß“ (S. 143) sei. Die moderne Sozialgeschichte sollte dies wie überhaupt diese herausragende Studie als Herausforderung begreifen. Die jüngere Zeitgeschichte hat die seit den achtziger und neunziger Jahren neu entstehenden Sozialstrukturen sowie die dabei aufbrechenden sozialen Spaltungen und Spannungen, die auf das – scheinbare – Ende der industriellen Arbeitsgesellschaft, den Aufstieg von Dienstleistungen unterschiedlichster Couleur und die rasch wachsende Bedeutung von IT-Technologien zurückzuführen sind, erst ansatzweise in Augenschein zu nehmen begonnen. Lepsius' Habilitationsschrift wirkt hier wie eine Aufforderung: Statt die sozialstrukturellen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte mit Etiketten wie „Dienstleistungsgesellschaft“ oder gar „Wissensgesellschaft“ zuzukleistern, sind sie mit einem differenzierten Kategoriensystem, substantiellen konzeptionellen Ansätzen und einer überzeugenden empirischen Analyse zu erschließen.

RÜDIGER HACHTMANN

Berlin/Potsdam



VSWG 104, 2017/1, 133–134

Mat Savelli / Sarah Marks (Hg.)

Psychiatry in Communist Europe

(Mental Health in Historical Perspective 1). Palgrave Macmillan, Hampshire 2015, 222 S., 60.00 £.

Die Geschichte der Psychiatrie hat in den letzten Jahrzehnten auch über die Medizingeschichte hinaus weite Beachtung gefunden. Profitiert hat sie dabei vom Anschluss an kultur- und geschlechtergeschichtliche Debatten ebenso wie von neueren Trends in der Wissenschaftsgeschichte. Trotz beständiger Neuerscheinungen zum Thema gibt es jedoch weiterhin erstaunlich viele Desiderata. Diese betreffen nicht zuletzt die Zeitgeschichte der Psychiatrie sowie ihre Entwicklung in nicht-westlichen Gesellschaften. Insbesondere hinsichtlich der Psychiatrie in den Staaten des Ostblocks, klaffen weiterhin große Forschungslücken; zudem liegen (außer zur DDR-Psychiatrie) kaum Arbeiten auf Deutsch und Englisch vor.

Die neun pointierten Beiträge des vorliegenden Sammelbandes können diese Lücken nicht füllen, bieten aber einen bisher einmaligen Einblick in die Psychiatriegeschichte des Ostblocks. Das bekannte Bild wird dabei nicht grundlegend in Frage gestellt: Die Psychiatrie in den kommunistischen Staaten war tatsächlich häufig geprägt von Pawlowschen Ansätzen, der Ablehnung der angeblich bürgerlichen Psychoanalyse und nicht zuletzt vom politischen Missbrauch psychiatrischer Diagnosen und Institutionen gegen Regimekritiker. Den Autorinnen und Autoren des Bandes gelingt es jedoch, zu einer wesentlich differenzierteren Darstellung zu gelangen. Ausgehend von der Frage, ob sinnvollerweise von einer spezifisch „kommunistischen Psychiatrie“ gesprochen werden könne, thematisieren zahlreiche Beiträge das Verhältnis von Zentrum und Peripherie in der Psychiatrie der Staaten des Ostblocks. Neben der Sowjetunion befasst sich der Band auch mit Rumänien, Ungarn, der Tschechoslowakei, der DDR und Jugoslawien. Positiv hervorzuheben ist, dass zahlreiche der Autorinnen und Autoren auch institutionell in den entsprechenden Ländern verortet sind, so dass die Beiträge zu einem gewissen Grad nicht nur die jeweilige Geschichte der Psychiatrie, sondern auch deren Historiographie für eine internationale Leserschaft zugänglich machen. Vollständig ist die Liste der Länder natürlich nicht. Aber so wünschenswert es wäre, beispielsweise auch über die Entwicklungen in Polen informiert zu werden – man würde dem Band mit seinem sondierenden Anspruch Unrecht tun, dies als Mangel zu sehen.

Das Themenspektrum ist nicht weniger weit als der geographische Rahmen; diskutiert werden insbesondere die Rezeption und Anwendung neuer Theorien, Behandlungskonzepte und -methoden von der Arbeitstherapie über Schocktherapien bis hin zur aufkommenden Psychopharmakologie. Die oben erwähnten Charakteristika der Psychiatrie in den Ostblockstaaten sind dabei durchweg präsent, deutlich wird aber auch, dass diese sich nicht darauf reduzieren lässt. Neben der Pluralität von Theorien und Methoden betonen die Autorinnen und Autoren insbesondere die komplexen Dynamiken zwischen Moskau und seinen Satellitenstaaten sowie die Durchlässigkeit des Eisernen Vorhangs für den Transfer von Ideen und Theorien zwischen Ost und West. Hier liegen Stärken und Schwächen des Bandes nah beieinander. Einerseits gelingt es, ein Panorama der Entwicklung der Psychiatrie in den Staaten des Ostblocks zu zeichnen und dabei auch bisher nur unzureichend erforschte Aspekte in den Fokus zu rücken. Andererseits machen es aber gerade die Themenvielfalt

und die Vielzahl nationaler Kontexte bisweilen schwierig, die Beiträge systematisch miteinander in Beziehung zu setzen. Mit Blick auf vergleichende und transnationale Perspektiven gibt es sicherlich noch Potential, sowohl innerhalb des Ostblocks als auch im Vergleich mit dem Westen. Es bleibt zu hoffen, dass der Band dazu beitragen wird, weitere Forschungen auf diesem Gebiet anzustoßen.

Erfreulicherweise handelt es sich hier um einen jener Sammelbände, die deutlich mehr sind als die Summe ihrer Teile. Die Beiträge zeichnen die Geschichte der Psychiatrie im kommunistischen Europa vollständiger und differenzierter als bislang geschehen. Damit betritt der sehr lesenswerte Band selbst Neuland und bietet zugleich das Potential, weitere Forschungen zu stimulieren. Er trägt zur Medizin- und Psychiatriegeschichte ebenso bei wie zur Politik- und Gesellschaftsgeschichte Osteuropas im 20. Jh.

DAVID FREIS

Münster

VSWG 104, 2017/1, 134–138

Ansgar Molzberger / Stephan Wassong / Gabi Langen (Hg.)

Siegen für den Führer. Der Kölner Sport in der NS-Zeit

(Schriftenreihe des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln 20). Emons, Köln 2015, 331 S. (zahlr. Abb.), 29,95 €.

Der vorliegende Sammelband ist spätes Resultat einer dem Sport gewidmeten Sonderausstellung im NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, an dem sich auch das Institut für Sportgeschichte der Deutschen Sporthochschule beteiligte. In einer Zeit, die gekennzeichnet ist durch den Niedergang der sportwissenschaftlichen Sportgeschichte und wachsendes Interesse der allgemeinen Geschichtswissenschaft am Themenfeld Sport, stellt diese Zusammenarbeit eher eine Ausnahme dar. Ein wesentliches Ziel dieser Besprechung ist es daher, auf Synergieeffekte und auf die Berücksichtigung der „sportwissenschaftlichen“ Vorarbeiten bei den Allgemeinhistorikern zu achten, die hier oftmals eklatante Lücken offenbaren.¹

Der Band beginnt mit einem lesenswerten und gut illustrierten Beitrag der Sporthistoriker Ansgar Molzberger und Stephan Wassong über die Entwicklung Kölns zur Sportmetropole unter der Regierung des Oberbürgermeisters Adenauer, der Köln als „Sportstadt“ national und international zu profilieren suchte. Der bereits 1923 eingeweihte Sportpark Müngersdorf wurde Austragungsort der „Deutschen Kampfspiele“ 1926 und des „Deutschen Turnfestes“ 1928. Auf Adenauers Initiative hin bewarb sich Köln sogar um die Ausrichtung der Olympischen Spiele 1936. Zu den Ungereimtheiten der Sport- und Personalpolitik des Jahres 1933 gehört, dass der erfolgreiche Stadiondirektor Christian Busch in Köln aus politischen Gründen entlassen wurde (S. 37), dann aber als Olympiaspieler die deutschen Trainer anleitete, was den Autoren jedoch entgeht. Diese prominente Fortsetzung seiner sportlichen Karriere hätte gut in das Kölner Olympiakapitel gepasst. Dass die bei der Untersuchung der Kölner Presserezeption der Olympischen Spiele festgestellte Konfessions- und Rassentoleranz auf staatlichen Anordnungen beruhte, kann der Rezensent anhand eigener Unter-

suchungen der Presseanweisungen zu den Olympischen Spielen 1936 bestätigen.³ Dass allerdings das Betreten des Müngersdorfer Stadions wie auch aller anderen städtischen Turnhallen und Sportplätze seit dem 31. März 1933 „jüdischen und marxistischen Sportlern“ durch das Kölner Amt für Leibesübungen verboten war, erfährt man erst im Kapitel über den jüdischen Sport auf Seite 149, was offensichtlich der Konzentration auf das Thema Olympia geschuldet ist.

Im Titel des zweiten Beitrages „Der NS-Schulsport und seine Umsetzung“ versprechen die Autoren Rolf Geßmann und Kim Prütz sich mit der lokalen Realität der NS-Leibeserziehung auseinanderzusetzen. Dazu hat Prütz „Presseorgane, Schulfestschriften und Schulchroniken ausgewertet“ (S. 40) und Sport bezogenes Interviewmaterial des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln herangezogen, die sie bereits in ihrer Diplomarbeit analysiert hatte. Dazu kommen die fünf Schuljahresberichte der bereits von Hajo Bernett³ ausgewerteten Kölner Gymnasien. Während der Forschungsstand zum Thema auf vorbildliche Weise zusammengefasst wird, erfährt man über den Schulsportalltag wenig Neues (S. 59–61). Dass es die HJ in Köln nach Auffassung der Autoren schwerer hatte, „sich gegenüber den verschiedenen Gruppierungen, vor allem den konfessionellen Jugendbünden, zu etablieren“ (S. 61), widerlegen sie drei Zeilen weiter mit der Aussage: „Schließlich waren Anfang 1936 bereits 90 % der Kölner Volksschüler Mitglied in der HJ“ (S. 62). Mehr über den lokalen Schullalltag im „Dritten Reich“ hätte man erfahren können, wenn man alle Schuljahresberichte der ca. 50 Kölner Gymnasien ausgewertet hätte, die in der Berliner Bibliothek für bildungsgeschichtliche Forschung aufbewahrt werden, und nicht nur die fünf von Bernett ausgewählten. Hier besteht also noch Forschungsbedarf.

Im Beitrag von Jürgen Mittag und Diana Wendland über den „Betriebssport im nationalsozialistischen Köln“ (S. 68–101) werden die lokalen Bezüge mit den Werkszeitschriften dreier Kölner Betriebe ausführlich und gekonnt ausgewertet, der allgemeine Forschungsstand zum Sport in der NS-Zeit⁴ und speziell zu KdF⁵ wird jedoch nicht zur Kenntnis genommen. Es kann bezüglich der bürgerlichen Vereine z. B. nicht davon gesprochen werden, „dass das Weimarer Sportvereinssystem mit der nationalsozialistischen Machtübernahme zerfiel“ (S. 73)! „Im Vergleich zur Flüchtigkeit der Konstruktion des DRL auf der oberen und mittleren Ebene erweist sich der Verein, die ‚Basis‘ des deutschen Sports, als außerordentlich stabil“, urteilt Bernett, der Nestor der Zeitgeschichte des Sports in Deutschland (1983, S. 29). Und dass der Fokus der nationalsozialistischen Sportauffassung der „ganzheitliche Ansatz des deutschen Turnens war“ (S. 74), ist im Vorfeld der olympischen Leistungsorientierung des deutschen Sports ein glattes Fehlurteil. Zudem wird das wesentliche Motiv für die Gründung der Betriebssportgemeinschaften 1936 nicht genannt – es war wirtschaftlicher Natur. Das bisherige Kurssystem mit mehr als 1.000 angestellten Sportlehrern war nicht mehr finanzierbar. Anstatt sich mit dem historischen Arbeitersport zu beschäftigen (Anm. 7–15), welcher die „gelben“ Werksportvereine stets abgelehnt hatte, wäre es sinnvoller gewesen, sich mit dem Stand der Forschung auseinanderzusetzen, auch wenn dieser älteren Datums ist.

Dagegen entspricht der Beitrag von Thomas Roth über die Ordensburg Vogelsang (S. 102–143) aufgrund der Berücksichtigung des Forschungsstandes und eigener Recherchen den Anforderungen an eine empirische Geschichtsschreibung. Roth arbeitet den Sport in dem interessant illustrierten Beitrag als zentrales Erziehungsmittel heraus. Der Leser fragt sich nur, welchen direkten Bezug es zwischen Vogelsang und Köln gibt.

Die lokalen Auswirkungen der widersprüchlichen antisemitischen Diskriminierungspraxis untersucht Robin Streppelhoff in seinem Aufsatz „Jüdischer Sport in Köln 1933 bis 1938“ (S. 144–165).

Wie im Reich kam es auch in Köln zu einer vorolympischen Scheinblüte der jüdischen Sportorganisationen, da zahlreiche jüdische Sportler aus den paritätischen Turn- und Sportvereinen ausgeschlossen wurden. Die Ausschlusspraxis einzelner Vereine an Hand der Vereinsregister wurde leider nicht untersucht. Der Kölner Jüdische Turnverein (JTV) des Sportbundes Schild des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten war mit 775 Mitgliedern der drittgrößte im Deutschen Reich. Da der zionistische Kölner Hakoah-Verein 1934 ca. 1.000 Vereinsmitglieder zählte, waren damit über zehn Prozent der jüdischen Gemeindemitglieder sportlich organisiert. Das Verbot der Nutzung städtischer Sportanlagen vom 31. März 1933 erschwerte den Sportbetrieb erheblich; 1934 kam es zu Ausnahmen, die sicherlich der vorolympischen internationalen Situation geschuldet waren. Streppelhoff schildert den Sportbetrieb, dessen Auswirkungen auf das Gemeindeleben und auf das Selbstbewusstsein der jüdischen Sportler, denen die NS-Ideologie ein Minderwertigkeitsgefühl suggerieren wollte. Die ideologischen Differenzen zwischen dem deutsch-patriotischen Schild und den zionistischen Makkabi-Vereinen führten auch in Köln zu Auseinandersetzungen. Im Schlusskapitel „Eintracht, Auswanderung, Untergang“ berichtet Streppelhoff ohne zutreffende Quellenangabe von einem reichsweiten Verbot der Aktivitäten des Sportbundes Schild im Frühsommer 1937. Dies dürfte aber eine lokale Besonderheit gewesen sein, da sich in den Untersuchungen von Bernett⁶ und Wahlig⁷ dazu keine Hinweise finden lassen. Dieser kleine Makel schmälert aber nicht den Wert dieser vorzüglichen Lokalstudie zum Sport der Kölner Juden in der NS-Zeit.

Ergänzt wird der Beitrag Streppelhoffs durch das Folgekapitel (S. 166–191) von Barbara Becker-Jakli, welche die „Biographien jüdischer Kölner Sportenthusiasten“ unter dem Titel „Von Boxern, Leichtathleten und Funktionären“ in liebevoller Detailarbeit vorstellt. Sie stützt sich weitgehend auf Interviews des Kölner NS-Dokumentationszentrums und vermittelt durch zahlreiche Fotografien ein lebendiges Bild der jüdischen Sportler, deren Schicksal sie präzise nachzeichnet. Somit wird das Thema „Jüdischer Sport“ zum Herzstück des vorliegenden Sammelbandes.

Der Historiker und Jurist Jürgen Müller widmet sich dem Thema „Kölner Leichtathleten während der NS-Zeit“ (S. 192–219). Dabei geht er auch auf die Gleichschaltungsbestrebungen der NS-Sportführung „im Frühjahr 1933“ (!) ein. Was der Autor als aktiven Prozess der NS-Sportpolitik darstellt, war jedoch, wie die Sportgeschichtsschreibung bereits herausgearbeitet hat, ein Selbstgleichschaltungsprozess der bürgerlichen Turn- und Sportbewegung im Wettlauf um die Gunst der neuen Machthaber. Von einer gezielten und durchdachten NS-Sportpolitik kann im Frühjahr 1933 (und eigentlich auch später) nicht die Rede sein.⁸ Auch die Auffassung, dass der Stellenwert der Leichtathletik innerhalb des NS-Sports ambivalent gewesen sei, ist diskussionsbedürftig, was aber den Umfang einer Rezension sprengen würde.⁹ Richtig gestellt werden muss jedoch, dass Reichstrainer Josef Waitzer niemals Reichssportminister war (Anm. 5, S. 319), auch wenn dies in seiner Wikipedia-Biographie behauptet wird. Einen solchen Minister gab es in keinem der zahlreichen Weimarer Kabinette! Der Autor hätte sich auf die Biographien (Fritz Nottbrocks, Gustav Weinkötz, Grete Winkels) beschränken sollen.

Am unterschiedlichen Gedenken an die Kölner Radsportlegenden Albert Richter (1939 in Gestapohaft umgekommen) und Toni Merkens (1944 an seinen Kriegsverletzungen gestorben) thematisiert Gabi Langen in ihrem Beitrag „Vergessen, Erinnern, Gedenken. Der Kölner Sport und die NS-Zeit nach 1945“ (S. 258–274) zunächst die unterschiedlichen Erinnerungskulturen in Ost- und Westdeutschland. Während Richter, der wegen Devisenschmuggels verhaftet worden war, „für lange Zeit vollkommen in Vergessenheit geriet“, dagegen in der DDR auf mannigfache Art geehrt

wurde, erinnerte man sich in Köln an den „Opfertod“ von Toni Merkens schon 1948 mit einem Gedenkstein. Ob dessen Inschrift, in der der erfolgreiche Weltmeister und Olympiasieger als Vertreter der olympischen Idee gewürdigt wird, als Fortsetzung „der Heldenverehrung der Nationalsozialisten“ (S. 260) interpretiert werden kann, ist sehr diskussionsbedürftig. Richtig ist allerdings das beschriebene Klima der „Verharmlosung“. Dass es des Anstoßes des belgischen Radsportidols Jeff Scherens bedurfte, um 1955 auch Richter zu gedenken, ist bezeichnend für die mangelnde Erinnerungsbereitschaft in der frühen Bundesrepublik. Ihre Unkenntnis der sportwissenschaftlichen Sportgeschichtsschreibung beweist Langen, indem sie eine Attacke von Gerhard Oehmigen aus der DDR auf Bernett wiedergibt, dem vorgeworfen wird, „die Verbrechen allein ‚dem Führer‘ zuzuschreiben und andere prominente Faschisten als unschuldige, harmlose Verführte einzustufen“ (S. 265). Genau das Gegenteil hat Bernett in seiner 1966 veröffentlichten „Nationalsozialistischen Leibeserziehung. Eine Dokumentation ihrer Theorie und Organisation“¹⁰ getan. Dass man 2015 noch einmal die Lügen eines DDR-Propagandisten lesen muss, während der im Text genannte Bernett nicht einmal zitiert wird, schmerzt. Bei der Darstellung der Debatte um Carl Diem übersieht die Autorin, dass die Erinnerung Reinhard Appels an Diems Rede im Kuppelsaal auf dem Reichssportfeld bereits 1987 in der Zeitschrift „Sozial- und Zeitgeschichte des deutschen Sports“ (Heft 1, S. 105) veröffentlicht wurde und nicht erst 1995 mit seinen Erinnerungen an die letzten Kriegstage. Die Diem-Debatte wird dadurch sehr verkürzt wiedergegeben, Literatur zur Erinnerungskultur im bundesdeutschen Sport¹¹ wird übersehen, worunter der ansonsten gute und anregende Text leidet.

Fazit: Der opulent aufgemachte Band mit seinen zahlreichen Abbildungen spiegelt das gegenwärtige Dilemma der Sportgeschichtsschreibung. Die sportwissenschaftliche Sportgeschichte steht vor ihrer Abwicklung. Ihre Ergebnisse werden kaum oder nur teilweise rezipiert, weil die Veröffentlichungen in „Sport“-Zeitschriften oder -Verlagen erfolgten. Nur wenigen Beiträgen – sofern sie nicht selbst forschersches Neuland betreten haben – kann bescheinigt werden, dem Stand der Forschung zu entsprechen. Die Synergieeffekte dieses ambitionierten Bandes halten sich daher in Grenzen.

- 1 Zahlreiche Beispiele in: Hajo Bernett (Hg.): Nationalsozialistische Leibeserziehung. Dokumentation ihrer Theorie und Organisation. Überarbeitet und erweitert von Hans Joachim Teichler und Berno Bahro (Texte – Quellen – Dokumente zur Sportwissenschaft 1). 2., überarb. Aufl., Schorndorf 2008, S. 11.
- 2 Hans Joachim Teichler: Berlin 1936 – ein Sieg der NS-Propaganda? Institutionen, Methoden und Ziele der Olympiapropaganda 1936, in: Stadion 2 (1976), S. 265–306.
- 3 Hajo Bernett: Sportunterricht an der nationalsozialistischen Schule. Der Schulsport an den höheren Schulen Preußens 1933–1940. St. Augustin 1985.
- 4 Ders.: Der Weg des Sports in die nationalsozialistische Diktatur. Schorndorf 1983.
- 5 Ders.: Nationalsozialistischer Volkssport bei „Kraft durch Freude“, in: Stadion 5 (1979), S. 89–146; Wolfhard Buchholz: Die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Freizeitgestaltung und Arbeiterschaft im Dritten Reich. Diss. München 1976.
- 6 Hajo Bernett: Der jüdische Sport im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1938. Schorndorf 1978.
- 7 Henry Wahlrig: Sport im Abseits. Die Geschichte der jüdischen Sportbewegung im nationalsozialistischen Deutschland. Göttingen 2015.
- 8 Hajo Bernett: Der deutsche Sport im Jahr 1933, in: Stadion 7 (1981), S. 225–283.
- 9 Hans Joachim Teichler: Sport unter der Herrschaft der Ideologie. Sport im Nationalsozialismus, in: Irene Diekmann / Ders. (Hg.): Körper, Kultur und Ideologie. Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert (Studien zur Geistesgeschichte 19). Bodenheim 1997, S. 98–118.
- 10 Schorndorf 1966 (wie Anm. 1).
- 11 Hans Joachim Teichler: Verzögertes Erinnern. Die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit im bundesdeutschen Sport, auf: Zeitgeschichte online, Themenschwerpunkt „Zeithistorische Konjunkturen: Auftragsforschung und NS-Aufarbeitung in der Bundesrepublik“, 2012 (<http://www.zeitgeschichte-online.de/>)

node/9792); Ders.: Erinnerungskultur im deutschen Sport und die Diem-Debatte, in: Michael Krüger (Hg.): Erinnerungskultur im deutschen Sport. Vom kritischen Umgang mit Carl Diem, Sepp Herberger und anderen Größen des deutschen Sports (Studien zur Geschichte des Sports 13). Berlin 2012, S. 119–136.

HANS JOACHIM TEICHLER

Potsdam

VSWG 104, 2017/1, 138–139

Jochen Oltmer (Hg.)

Handbuch Staat und Migration in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert

De Gruyter Oldenbourg, Berlin / Boston, Mass. 2016, 1.058 S., 89,95 €.

At present migration seems to be on everybody's mind. Some even fear that it could easily become a problem that will wreck the EU as some of its member states are faced with a deluge of migrants and others are not. As a result, government policies differ widely. Some EU states use barbed wire in order to keep the migrants out, while others are much more welcoming. Most migrants claim to be refugees as the special status of this category prevents the authorities from denying entry. Most politicians describe the situation as unique, in view of the large numbers, who need to be housed, fed, united with their families and last, but not least, to be integrated and – if at all possible – gainfully employed. Most historians, however, point to Europe's past and try to reassure the public by pointing to the fact that the numbers as well as the specific preferences of the migrants are recurrent phenomena in the history of human migration. To check whether this claim is based on facts, there seems no better European country to study than Germany with a long history of emigration, immigration and internal migration, and on each of these migration movements the successive German governments have had a strong influence.

During the early modern period the German states took a keen interest in migration for a variety of reasons. The Thirty Years' War has had a negative effect on the size of the population in regions, where the fighting had been intense. These parts of Germany needed to be repopulated, and immigrants with special skills were very welcome such as the Huguenot refugees from France and truck farmers from the Netherlands. In return, the various states in Germany expelled criminals, vagabonds, and foreigners on welfare.

After 1870, in a united Germany, migration policies were made in Berlin, and used as an instrument in order to reduce the number of foreign Jews and Roman-Catholic Poles. Many of those had settled (and often had married German women), and were forced to leave, as suddenly the central government made a sharp distinction between German and foreign nationals unlike the policies of the separate states before unification. Similarly, refugees from the Russian revolution in 1905 were expelled as Berlin viewed them as a Bolshevik danger and so were the Jews on the run from the pogroms in Galicia and other parts of Russia.

During the two World Wars the central government in Berlin used migration as an instrument for winning the war. Millions of forced immigrant labourers replaced those who were fighting. And

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

after WWII East- and West-Germany each developed their own migration policies. Several contributions in this volume discuss the migration of refugees to Germany after WWII, again pointing out that government policies did make a difference. Without the welcoming attitude of the German government based on specific legislation, the number of Russian Jews, Roma refugees, and immigrants descending from German settlers in Russia would never have amounted to 3,5 million.

In order to understand Germany's predicament in the recent refugee crisis, this volume is required reading. The "Europeanisation" of Germany's asylum policies is bound to flounder as the various member states of the EU will not agree on a common policy. Time and again, the central government in Berlin is criticized because it staunchly adheres to the liberal asylum policies in order to make up for the discriminatory policies of the past. That is why the German government is far more welcoming than most other EU member states. The last contribution in this volume seems to provide a practical solution for one of Berlin's dilemmas: It recommends adopting only those policies that have shown to be effective elsewhere. As an example the Netherlands are mentioned, which restricted the immigration of family members to those, who had acquired a basic knowledge of Dutch. This suggestion, however, is no help in managing the present crisis, as the families of refugees usually need to leave their war-torn countries immediately.

In spite of the wealth of contributions in this volume, carefully outlining four centuries of German migration history, there is one topic that is missing: What are the public benefits and costs of immigration? Which impact do immigrants and refugees have on the German economy at large, both in the short and the long term? Yet, even without such a chapter, this volume is an excellent basis for all those, who want to place the present migration policies in Germany in a historical perspective, including politicians. The latter should be aware, however, that migration is a complicated issue and cannot be explained in simple slogans. That is why this reference volume consists of more than 30 contributions and counts more than 1,000 pages.

PIETER C. EMMER

Leiden

VSWG 104, 2017/1, 139–140

Sarah Panter (Hg.)

Mobility and Biography

(Jahrbuch für europäische Geschichte 16). De Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston, Mass. 2016, 173 S. (7 Abb., 9 Tab.), 49,95 €.

Viele Biographien haben eine internationale Dimension: kürzere Auslandsaufenthalte, eine Auswanderung auf Zeit oder auf Dauer. Die Bedeutung für den gesamten Lebensweg fällt dabei unterschiedlich aus – nicht jeder Grenzübertritt schafft Transnationalität, nicht jede Verwurzelung verdammt zur Provinzialität. Während sich zahlreiche erfolgreiche Biographien mit einzelnen ‚transnationalen‘ Leben beschäftigen (ich denke etwa an die Bücher von Tom Reiss über Essad Bey, Bruce Seymour über Lola Montez oder Linda Colley über Elizabeth Marsh), ist der Umgang der

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Geschichtswissenschaft mit Biographien institutionell stärker von nationalstaatlichen Perspektiven bestimmt; dazu trägt nicht zuletzt die Sammlung biographischer Informationen in Nachschlagewerken bei, die sich einzelnen Ländern widmen.

Die im Jahrbuch für europäische Geschichte 2016 zusammengeführten Studien wählen einen anderen Zugang. Sie beschäftigen sich mit Persönlichkeiten, die auf die eine oder andere Weise Grenzen überschritten haben. Eingeleitet wird der Band durch einen Aufsatz der Herausgeberin, gemeinsam mit Johannes Paulmann und Margit Szöllösi-Janze, der aus der Perspektive eines Forschungsprojekts zu „Transnationalen Leben in biographischen Nachschlagewerken des 19. Jahrhunderts“ den aus „rooted cosmopolitanism“ und „mobility“ zusammengesetzten Begriff der „cosmobility“ als möglichen konzeptionellen Zugang vorstellt.

In den weiteren, allesamt sehr lesenswerten Aufsätzen, die erstmals 2015 auf einer Tagung in Mainz vorgestellt wurden, liegt der Schwerpunkt bisweilen entweder auf Mobilität oder auf Kosmopolitismus: Einige der vorgestellten Personen bewegten sich selbst (zumindest für kurze Zeit) über Grenzen, andere verfügten vor allem über intensive Kontakte außerhalb des eigenen Landes.

Ein Schwerpunkt liegt auf Wirtschaftseliten in Handel und Finanzwesen. So beschäftigt sich Julia Aust mit den familiären Netzwerken aschkenasischer jüdischer Kaufleute im 18. Jh., unter besonderer Berücksichtigung der Rolle von Frauen und regionaler kultureller Unterschiede. Rainer Liedtke stellt Agenten der Familie Rothschild vor, die an Orten, an denen das Bankhaus nicht direkt vertreten war, kommerziell nützliche Informationen erhoben und an das Unternehmen übermittelten. Der originellste Beitrag in diesem Zusammenhang ist die Untersuchung von Simone Derix, die mit Familien von Finanz- und Rechtsberatern im ausgehenden 19. Jh. den Fokus auf eine teilweise mobile, teilweise ortsgebundene Gruppe von Männern legt, die einen bislang wenig untersuchten, aber überaus wichtigen Beitrag zu den „infrastructures of wealth“ der Belle Époque leisteten.

Die zweite prominent vertretene Gruppe sind Experten: Nico Randerad widmet sich vier Besuchern internationaler Kongresse des 19. Jh.s, die – angesichts ihrer eigenen nationalen oder lokalen Karrieren in Kombination mit ihrer Einbindung in internationale Expertennetzwerke – gute Beispiele für „rooted cosmopolitanism“ sind. Gesa zur Nieden präsentiert zwei Formen musikalischer Mobilität im 17. und 18. Jh.: Musiker in Glückstadt, der „city of exiles“, und die Reisen Johann Jakob Frobergers im Auftrag des Wiener Hofes.

Arbeitsmigration – und damit das transnationale Leben weniger prominenter Persönlichkeiten – findet sich in biographischen Nachschlagewerken selten repräsentiert, ist hier aber mit einer Studie (Alex Heiniger und Thomas David) vertreten, die städtische Migrationskontrolle am Beispiel des Umgangs mit französischen Migranten in Genf um 1900 thematisiert und sowohl die Selbstorganisation der Gruppe als auch die Repressionsmaßnahmen der Kantonsverwaltung gegenüber armen Ausländern in den Blick nimmt. Schließlich widmet sich ein Aufsatz, in dem Lucas Geese, Wolfgang Goldbach und Thomas Saalfeld die Aktivitäten von Parlamentariern aus ‚visible minorities‘ im britischen Unterhaus analysieren, den politischen Orientierungen erfolgreicher Migranten(kinder). Ein abschließender Beitrag von Robert Grier zur Historiographie von Menschenrechten steht außerhalb des thematischen Rahmens des Bandes.

ANDREAS FAHRMEIR
Frankfurt a. M.

VSWG 104, 2017/1, 141–142

Henrike Sappok-Laue

Henriette Arendt. Krankenschwester, Frauenrechtlerin, Sozialreformerin

Mabuse, Frankfurt a. M. 2015, 280 S. (14 Abb.), 39,95 €.

Im Zentrum des Buches steht Henriette Arendt (1874–1922), eine Tante von Hannah Arendt, aufgewachsen in einer säkularen jüdischen Kaufmannsfamilie im preußischen Königsberg. Sie war als Krankenschwester, als freiberufliche Fürsorgerin und als erste Polizeiasistentin Deutschlands tätig. In der zuletzt genannten Funktion setzte sie sich für Frauen ein, die aus dem Gefängnis entlassen wurden – so für Prostituierte, die sie dabei unterstützte, sich ein neues Leben aufzubauen. Sie richtete eine „Zufluchtsstätte für schutzbedürftige Frauen und Mädchen“ ein. Zugleich engagierte sie sich für Kinder, die sich in einer schwierigen familiären und/oder sozialen Situation befanden, und arbeitete zwischen 1910 und 1914 als „selbsternannte freiberufliche Detektivin im Kampf gegen den internationalen Kinderhandel“ (S. 184). Sie konnte dafür beachtliche Spendengelder einwerben und reiste auf den Spuren verkaufter Kinder bis nach Galizien. Sie hielt Vorträge und verfasste etliche Schriften. Im Zuge dieser Aktivitäten kam sie in Kontakt mit Vertreterinnen der Ersten Frauenbewegung. Sie wurde nach England und in die USA eingeladen. Dort stieß ihre Arbeit im Sinne erster Ansätze eines *district nursing* und *visiting nursing* auf großes Interesse (S. 200). Die Reise über den Ozean ließ sich jedoch nicht realisieren, da der Erste Weltkrieg begann, während sie sich in England aufhielt. Der Versuch, als Schweizerin – sie lebte damals in Ascona – der Ausweisung nach Deutschland zu entgehen, scheiterte letztlich trotz einer Scheinehe mit einem entfernten Verwandten. Ab Juni 1915 hielt sie sich zunächst für einige Monate in der Schweiz auf, reiste nach Österreich und Ungarn in Sachen Kinderschutz. Nach ihrer Rückkehr nach Wien verlagerte sie ihr Engagement auf die galizische Flüchtlingshilfe, wurde aber schon bald nach Deutschland ausgewiesen. In dieser Zeit hatte sie immer wieder Schwierigkeiten mit den Behörden. Über ihre letzten Lebensjahre ließen sich nur wenige Spuren finden. Sie starb 1922 in einem Krankenhaus in Mainz.

Trotz eines beeindruckenden Lebenslaufs darf nicht vergessen werden, dass an eine junge Frau aus dem bürgerlichen Milieu ihrer Zeit andere Erwartungen gestellt wurden, als sich um Kranke, ‚verwahrloste‘ Kinder und um Prostituierte zu kümmern. Ihren Weg hatte sich Henriette Arendt erkämpfen müssen. Denn ihr Vater hatte andere Pläne mit ihr – ihre Mutter war nach ihrer Geburt gestorben; zur Stiefmutter, zugleich Tante, bestand kein gutes Verhältnis. Sie schloss zwar – trotz eines Selbstmordversuchs – die Ausbildung zur Buchhalterin ab und arbeitete eine Zeit lang im väterlichen Kontor, verließ das Elternhaus aber sogleich, als sie volljährig war und ging nach Berlin, um eine Krankenpflegeausbildung zu machen. Eine Verlobung – ein Element des ursprünglich vorgezeichneten Lebensweges – hatte sie bald wieder gelöst. Sie wollte frei sein für ihr soziales Engagement. Obwohl sie sich mit ihrem Vater aussöhnte, prägte die Distanz zu ihrer Familie ihr Leben. Die Autorin dokumentiert ihren unerschrockenen und in der Sache kompromisslosen Einsatz, der sie immer wieder in Schwierigkeiten mit Vorgesetzten brachte, Kündigungen und einen Wechsel ihrer Tätigkeit zur Folge hatte. Gesundheitliche Probleme, psychische wie physische, die immer wieder akut wurden, begleiteten ihr Leben.

Ziel der Autorin Henrike Sappok-Laue war es, die Lebensgeschichte dieser beeindruckenden Persönlichkeit mit ihrer Wirkungsgeschichte zu verbinden und damit zugleich wesentliche For-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

men, Konzepte und Kontexte von Pflege- und Fürsorgetätigkeit im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jh. herauszuarbeiten. Auf diese Weise gibt sie einen Einblick in deren Frühphase, die zum Teil noch von fließenden Übergängen zwischen privater und institutioneller Pflege und Fürsorge gekennzeichnet war. An der zunehmenden Ausdifferenzierung dieser Tätigkeitsbereiche hatte Henriette Arendt einen wesentlichen Anteil. Durch die Kontextualisierung und die Verflechtung von Lebensweg und beruflichen Stationen geht das Buch über eine klassische Biografie hinaus und zeigt den Prozess zunehmender Professionalisierung und Institutionalisierung auf. Spannend hätte es noch sein können, mit tagebuch- und biografietheoretischen Ansätzen zu arbeiten, vor allem in Zusammenhang mit Arendts Schrift „Dornenpfade der Barmherzigkeit. Aus Schwester Gerdas Tagebuch“ (1909), die offensichtlich weitgehend autobiografisch gelesen werden kann. Passagen daraus sind collageartig in den Text integriert und im Anhang mit dem erlebten Leben synchronisiert.

MARGARETH LANZINGER

Wien

VSWG 104, 2017/1, 142–143

Jürgen Schmidt

Arbeiter in der Moderne. Arbeitsbedingungen, Lebenswelten, Organisationen

Campus, Frankfurt a. M./New York 2015, 285 S., 29,90 €.

Jürgen Schmidt beschreibt in seiner kompakten Studie die Arbeitsbedingungen, Lebenswelten und Organisationsformen der (in erster Linie deutschen) Arbeiterschaft seit dem frühen 19. Jh., vornehmlich seit dem Beginn der Industrialisierung bis in die Gegenwart. Seine Grunddefinition des Begriffs „Arbeiter“, der sowohl Arbeiter als auch Arbeiterinnen umfasst, bezieht sich dabei „auf jene Bevölkerungsgruppen, die körperliche, abhängige (Lohn-)Arbeit verrichten und gemeinsame soziokulturelle Merkmale teilen“ (S. 14).

Die Untersuchung gliedert sich in fünf zentrale Abschnitte. Im ersten werden zunächst die Ausgangspunkte und die übergreifenden Entwicklungslinien abhängiger Lohnarbeit und die von der sozialwissenschaftlichen und historischen Forschung entwickelten Begrifflichkeiten und Forschungskonzepte über die Arbeiter und Arbeiterinnen sowie ihre Arbeit in den Blick genommen. Es folgt ein Kapitel über die Lebenswelt und die Milieus der Arbeiterschaft, die sich wandelnden Existenzbedingungen der Arbeiter(-familien) im Zeitverlauf, die soziale sowie regionale Mobilität der Arbeiterschaft und die sich wandelnden, teilweise gar angleichenden städtischen und ländlichen Arbeitsformen. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den sich verändernden Vorstellungen von „Arbeit“ in epochenübergreifender und globaler Perspektive, weiterhin mit den Arbeitsverhältnissen der Arbeiterschaft und nicht zuletzt auch mit ihren geschlechtsspezifischen Ungleichheiten sowie mit den Arbeitsbeziehungen zwischen Lohnabhängigen und Unternehmern/Managern. Herausgearbeitet werden die im Epochenverlauf stark schwankenden Anteile von Kooperation und Konflikt in den Arbeitsbeziehungen. Das vierte Kapitel untersucht die „Kultur“ der Arbeiterschaft (und der Arbeiterbewegung) in ihren Ausprägungen. Der fünfte und letzte Abschnitt umreißt in

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

geraffter Form die Organisationen der Arbeiter (Parteien, Gewerkschaften, Genossenschaften), die Binnenwelt dieses Organisationskosmos, die hier verankerten Ideen, Deutungsmuster und Ideologien mit ihrer für die Arbeiterschaft selbst lange mehr oder minder tiefgreifenden Prägekraft sowie die politische Praxis und die sozial- und tarifpolitischen Errungenschaften der Arbeiterorganisationen.

Schmidt untersucht aus historisch-soziologischer Perspektive und auf hohem Abstraktionsniveau die Geschichte sowohl der Arbeiterschaft als auch lohnabhängiger und – entsprechend seiner definitorischen Vorgabe – manueller Arbeit, ihre Regulierung (bis hin zum sogenannten Normalarbeitsverhältnis, das freilich keineswegs allein auf manuelle Arbeit bezogen ist) und Deregulierung. Dabei behandelt er die oben genannten Zentralthemen in den unterschiedlichen historischen Zusammenhängen sowie (ausgehend vom deutschen Beispiel) punktuell vergleichend mit der Entwicklung in europäischen und globalen Kontexten. Platzmangel und die Lust am großen systematischen Überblick führen jedoch nicht selten zu einer wenig differenzierten Darstellungsweise, etwa wenn es um die politische Praxis namentlich der SPD geht, die in den „vier Grundkonstellationen [...] Opposition, Widerstand, Regierungsverantwortung, Unterdrückung“ (S. 212) auf wenigen Seiten abgehandelt wird. Kritisch anzumerken ist zudem, dass die vielfältigen Versuche auch und gerade der Arbeiterbewegung, Arbeit und Arbeitsverhältnisse nicht allein auf nationaler Ebene, sondern auch international (besonders durch die Internationale Arbeitsorganisation seit 1919) und auf europäischer Ebene (bereits im Rahmen der Montanunion) zu regulieren und menschengerecht zu gestalten, nahezu komplett ausgeblendet bleiben.

Trotz dieser Kritik bietet Schmidt eine fundierte, zu zahlreichen weiteren Überlegungen anregende Überblicksdarstellung wesentlicher Aspekte der spezifischen Entwicklung von Arbeit, der Lebenswelt der Arbeiterschaft und mit Abstrichen auch der Arbeiterbewegung in Deutschland. Seine Befunde verweisen auf die möglichen (und realhistorisch beobachtbaren) Ausprägungen und Varianten moderner kapitalistischer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen und so auf einen Wandel der Arbeitswelten, der sich in den vergangenen Jahrzehnten offenkundig noch einmal beschleunigt hat.

RAINER FATTMANN
Bonn

VSWG 104, 2017/1, 143–144

Stefanie Schüler-Springorum

Geschlecht und Differenz

(Perspektiven deutsch-jüdischer Geschichte). Ferdinand Schöningh,
Paderborn 2014, 163 S., 16,90 €.

Im Rahmen der auf sieben Bände konzipierten Reihe „Perspektiven deutsch-jüdischer Geschichte“ widmet sich Stefanie Schüler-Springorum dem Verhältnis von Geschlecht und Differenz in deutsch-jüdischen Gemeinden vom späten 18. Jh. bis zur Gegenwart. Ziel des Bandes ist es, durch

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

eine dezidiert geschlechtergeschichtliche Perspektive „vermeintliche Gewissheiten, etablierte Perisodisierungen und verbreitete Interpretationen zu überprüfen“ (Cover).

Ausgehend von der These, dass „die als Krisen interpretierten Modernisierungsschübe der neueren deutsch-jüdischen Geschichte in hohem Maße geschlechtskonnotiert aufgeladen, erfahren und verarbeitet wurden“ (S. 8), thematisiert die Autorin im ersten Kapitel die Stellung der jüdischen Minderheit vor der Aufklärung. Kapitel 2 beschäftigt sich mit den Maskilim (jüdischen Aufklärern) und den Salons von Frauen der jüdischen Oberschicht im späten 18. Jh. Kapitel 3 widmet sich der Frage, ob sich das deutsche Judentum im 19. Jh. von einer Männer- zu einer Frauenreligion wandelte. Die beiden folgenden Kapitel untersuchen die Selbst- und Fremdbilder jüdischer Frauen und Männer, während Kapitel 6 auf geschlechtsspezifische Räume eingeht. Kapitel 7 widmet sich jüdischen Geschlechterrollen in der Zeit des Nationalsozialismus und der Shoah. Abschließend geht Schüler-Springorum auf Entwicklungen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein.

Die Konzentration auf eine geschlechtergeschichtliche Perspektive und die Kontrastierung der Erfahrungen und Rollenbilder der jüdischen Minderheit mit nicht-jüdischen Vergleichsgruppen eröffnet neue Perspektiven auf bekannte Entwicklungen und Ereignisse. Inwieweit veränderten etwa die ökonomischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen im 19. Jh. das Bild des Mannes und der Frau? Was ist daran spezifisch jüdisch? Wie unterscheidet sich die bürgerliche „Familieninnigkeit“ in jüdischen, protestantischen und katholischen Haushalten? Wie veränderten sich die interne und die externe Sicht auf den Körper des jüdischen Mannes während der Aufklärung, im Zeitalter der Befreiungskriege, während der Revolution von 1848, in der Zeit der Reichsgründung, im Ersten Weltkrieg und während des Nationalsozialismus? Welchen Wandlungen unterlag die jüdische Welt nach 1945? Wo sind Kontinuitäten und Brüche feststellbar?

Das anregende, flüssig zu lesende Buch bietet zu diesen Fragen vielschichtige und innovative Denkanstöße, die dazu anregen, zentrale Fragen der deutsch-jüdischen Geschichte neu zu diskutieren und zu bewerten. Dabei wird auch die heterogene Forschungslage zum Verhältnis von Geschlecht und religiöser Differenz deutlich. So sind etwa deutliche regionale Unterschiede feststellbar: Während die jüdische Aufklärung in Preußen bereits umfassend und differenziert aufgearbeitet wurde, fehlen vergleichbare Studien zu jüdischen Gemeinden in Franken, Schwaben, Thüringen und Hessen. Auch die meisten Untersuchungen zu Konversionen behandeln protestantische Territorien im Norden Deutschlands. Daher beschränken sich die Ausführungen zum jüdischen Leben in Süddeutschland weitgehend auf die Hep-Hep-Unruhen in Würzburg 1819, die als konservativ geltenden Landgemeinden des 19. Jh.s, die süddeutschen Hochburgen der nationalsozialistischen Bewegung (Nürnberg, München) sowie die *Displaced-Person-Camps* in Bayern nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die innovative Fragestellung des Buchs, die Hinterfragung geläufiger Sichtweisen sowie die Kontrastierung jüdischer Erfahrungen mit denjenigen anderer Bevölkerungsgruppen eröffnen neue Zugänge zu bekannten Phänomenen der deutsch-jüdischen Geschichte, die hier in sehr anregender Weise präsentiert wird.

MICHAELA SCHMÖLZ-HÄBERLEIN
Bamberg



VSWG 104, 2017/1, 145–146

Michael Speyer

Frühkindliche Erziehungseinrichtungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Fallbeispiele aus Regensburg

(Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 17). Spitalarchiv Regensburg / edition vulpes, Regensburg 2015, 116 S., 16,00 €.

Während die Herausbildung des modernen staatlichen Schulwesens in Deutschland seit dem 18. Jh. auch auf regionaler Ebene gut erforscht ist, bleiben Studien zur Entstehung und Entwicklung frühkindlicher Erziehungseinrichtungen besonders in ihren lokalen Zusammenhängen wichtige Desiderate der bildungshistorischen Forschung. Dies gilt mit Blick auf die erst im Vergleich zwischen staatlicher, regionaler und kommunaler Ebene erkennbaren großen Unterschiede in der Verbreitung und Trägerschaft frühkindlicher Erziehungseinrichtungen, aber auch hinsichtlich ihrer stark variierenden Programmatik und genaueren inneren Ausgestaltung.

Beginnend mit einer Skizze der historischen Bedeutungsdimensionen von „Kindheit“ und der mit Industrialisierung sowie Urbanisierung verbundenen sozioökonomischen Impulse fokussiert die Arbeit zunächst mehrere, teils weit auseinanderliegende pädagogische Konzeptionen (Georg Wirth, Theodor Fliedner, Julius Fölsing und Friedrich Fröbel) sowie rechtlich-administrative Normierungen (auf den Ebenen Reich, Bayern, Kommune) als „Rahmenbedingungen“ der Kleinkindererziehung im 19. und frühen 20. Jh. Die auf Archivalien des Regensburger Stadtarchivs, des Bischöflichen Zentralarchivs und des Evangelisch-Lutherischen Dekanats- und Pfarrarchivs Regensburg beruhende Untersuchung rekonstruiert die in das 17. und 18. Jh. zurückreichende Geschichte der Kleinkindererziehung in Regensburg, unterteilt nach katholischen, protestantischen, kommunalen und privaten Einrichtungen. Behandelt werden jeweils Gründungszusammenhänge und Adressaten, Zielsetzungen und Programm sowie Trägerschaft und Finanzierung. Obwohl sich 1848 in Deutschland bei insgesamt 300 frühkindlichen Erziehungseinrichtungen in 218 nachgewiesenen Fällen knapp 90 Prozent in Vereinsträgerschaft und nur gut sechs Prozent in der Trägerschaft von Kommunen befanden (S. 49), war die Kleinkindererziehung damit keineswegs der staatlichen Aufsicht entzogen. So bestand z. B. in Bayern die Vorschrift, Ziele und Aufgaben der „Kleinkinderbewahranstalten“ klar von denen der Schule abzugrenzen. Daher wurde die in Deutschland verbreitete Bezeichnung „Kleinkinderschule“ in Bayern schon in der ersten einschlägigen Verordnung von 1839 untersagt.

Dementsprechend waren die Anforderungen an die Qualifikation des Personals, dessen fachliche Ausbildung in Bayern „erst nach dem 2. Weltkrieg staatlich-einheitlich geregelt“ (S. 55) wurde, nur recht allgemein. Am Beispiel der 1837 gegründeten und 1889 aufgelösten städtischen Kleinkinderbewahranstalt wird detailliert über Gründungsgeschichte, Finanzierung und Aufsicht sowie über den konkreten Tagesablauf einschließlich der vom „systematischen Schulehalten“ strikt abgegrenzten täglichen „Lehrstunde“ (S. 61) und des Speiseplans informiert. Weitere Fallbeispiele beziehen sich auf die 1886 gegründete, aufgrund ihrer besseren Ausstattung attraktivere katholische Kleinkinderbewahranstalt St. Leonhard sowie auf die 1889 in Stadtamhof eröffnete gemischt-konfessionelle Kleinkinderbewahranstalt als Beispiel für den politisch schon seit der Jahrhundertmitte gewollten Ausbau der Kleinkindererziehung auf dem Land. Die im Anhang beigefügten Statuten

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

bzw. Hausordnungen informieren detailliert u. a. über Aufnahmebedingungen und Kosten sowie über die Aufgaben des Personals, der „Wärterinnen“ (S. 91–93).

Es ist das Verdienst dieser kompakten Darstellung, die konkreten regionalen und kommunalen Entstehungszusammenhänge der frühkindlichen Erziehungseinrichtungen und deren Entwicklung während des 19. Jh.s unter strukturellen und quantitativen Aspekten teils im regionalen, teils auf das Reich bezogenen Vergleich sehr quellennah herausgearbeitet zu haben. Bei einer erstaunlich hohen Versorgungsquote der drei- bis sechsjährigen Kinder von bereits 14 Prozent in Deutschland am Beginn des 20. Jh.s (Bayern 13 %) (S. 76) wurden mit dem Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1922 zwar „die Standards der Kleinkindererziehung [...] vereinheitlicht“, „große Veränderungen“ traten damit gegenüber dem bereits Ende des 19. Jh.s erreichten Entwicklungsstand jedoch nicht ein (S. 77). Inwiefern schließlich die forcierte Einbeziehung von Frauen und Müttern in die aufkommende industrielle Produktion als wesentliches Motiv für die Gründung und den Ausbau frühkindlicher Erziehungseinrichtungen gelten kann, muss offen bleiben. Angesichts des großen West-Ost- und Nord-Süd-Gefälles bei der Versorgungsdichte im Deutschen Reich kann „kein monokausaler Zusammenhang zwischen dem Grad der Industrialisierung und der Versorgungsquote hergestellt“ werden (S. 51). Damit sind für die weitere Forschung auch kulturgeschichtlich vermittelte Faktoren wie „beispielsweise die religiöse Prägung“ und das – in Süddeutschland stärker vorhandene – „kirchliche Engagement der Bevölkerung“ für die Errichtung frühkindlicher Erziehungseinrichtungen ins Auge zu fassen (ebd.).

PETER DREWEK

Karlsruhe

VSWG 104, 2017/1, 146–148

Simon Stratmann

Armutspolitik in Deutschland – Konzepte und Konflikte im Parteienwettbewerb. Studie zur Parteiprogrammatik seit den 1980er Jahren

(Parteien in Theorie und Empirie 6). Budrich, Opladen/Berlin/Toronto 2015, 390 S. (18 Abb.), 46,00 €.

Wie haben die Parteien „Armut“ thematisiert? Auf welche (sich immer wieder verändernde) Weise haben sie „Armut“ für ihr Selbstverständnis und den Parteienwettbewerb genutzt? Dies sind, in meine Worte gefasst, die übergreifenden Fragen des vorliegenden Buches, basierend auf einer Dissertation im Feld der politikwissenschaftlichen Parteienforschung an der Universität Trier. Zu ihrer Beantwortung vergleicht der Autor armutsrelevante Aussagen in den Wahl- und Grundsatzprogrammen der im Bundestag vertretenen Parteien zwischen 1980 und 2012. Den Auftakt des Buches bildet der (recht oberflächliche, in der Wahl der Quellen unbegründet selektive und wenig sorgfältige) Verweis auf die Wiederentdeckung der Armut durch Wissenschaft und Politik Mitte der 1970er Jahre und auf den folgenden Aufschwung der sozialwissenschaftlichen Armutsforschung in der Bundesrepublik. Dadurch (vgl. S. 17) stieg auch der „programmatische Stellenwert“ des Armutsthemas für die Par-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

teien. Die untersuchungsleitende These lautet (S. 91 f.), dass sich Armut seit den 1980er Jahren wieder dafür eignete, unterscheidbare Werthaltungen im Parteienkonflikt gegeneinander auszuspielen und dadurch Profil zu gewinnen. Das Parteiprogramm, den meisten Wählern vermutlich unbekannt, trägt das Gewicht des Arguments. Stratmann begründet dies damit, dass seit den 1980er Jahren zunehmend die Medien die Programmideen an die Wähler vermittelt und diese der innerparteilichen Verständigung und dem Aufstieg gedient hätten. Die empirische Analyse will daher aufzeigen, (1) wie die Parteiprogramme über Regierungswechsel hinweg Armut „phänomenologisch“ erfassen, (2) auf welche sozialwissenschaftlichen Konzepte sie dabei strategisch zurückgreifen und (3) wie sich die parteienspezifische Thematisierung von Armut im zweidimensionalen bzw. Vier-Felder-Konfliktmodell des Autors verorten lässt: sozioökonomisch, zwischen Staat versus Markt auf der einen Seite, soziokulturell, zwischen Egalitarismus versus Meritokratie auf der anderen. Der Aufbau des Buches folgt diesem dreifachen Anliegen. Der Hauptteil präsentiert, gegliedert nach Dekaden (1980er, 1990er und erstes Jahrzehnt des 21. Jh.s), die jeweils durch Regierungswechsel, also wechselnde Wahlprogramme, gekennzeichnet waren, Einsichten in den Wandel der Armuts-Programmatiken der Parteien SPD, Union, FDP, GRÜNE und ab den 1990ern der PDS / Linkspartei. Wie diese häufig interessanten, wenn auch selten neuen Einsichten und Interpretationen aus dem Material gewonnen wurden, bleibt allerdings unklar. Emergierten Überschriften wie „Armutspolitik als Gesellschaftspolitik im 21. Jahrhundert“ und Typisierungen wie die „arbeitszentriert-meritokratische Armutspolitik der Union“ oder „dualistische‘ Politik der SPD“ aus dem Material oder las der Autor sie in das Material hinein – unter anderem durch die sehr schematische Anwendung des stark vereinfachten Konfliktlinien-Schemas? Die staatskritischen Positionen der jungen GRÜNEN, ihr Pochen auf „neue Subsidiarität“, oder die Forderung eines bedingungslosen Grundeinkommens z. B. lassen sich nur durch ein beträchtliches Konzept-Stretching entlang der Spaltungslinie Markt-Staat verorten. Die Positionen von SPD und CDU zu den Ursachen von Armutsrisiken und möglichen Lösungen nähern sich einander seit den 1990ern fast bis zur Ununterscheidbarkeit an (S. 219 f.). Die CDU hatte (vom Autor unbemerkt) *Wisconsin works* und Clintons *welfare reform* in die Politik der Armut eingebracht, die Hartz-Reformen quasi vorgedacht. Beide Parteien, die CDU früher als die SPD, warben für eine „dualistische“ Politik und setzten diese im Amt auch um: eine zunehmend beschäftigungsfreundliche Familienpolitik (öffentliche Investitionen in frühkindliche Bildung und Betreuung, das mittelschichtsfreundliche Elterngeld) auf der einen Seite, bei gleichzeitig verschärfter Aktivierung der erwerbsfähigen Hilfeempfänger/innen, selbst wenn Arbeit sich nicht lohnt, auf der anderen. Der Autor erkennt die gewachsene Ideenverwandtschaft; er verortet SPD und CDU im Fazit seiner Analyse dennoch in entgegengesetzten Feldern seines Konfliktschemas. Über die Zusammensetzung der jeweiligen Programmkommissionen, politikt nahe Experten und zentrale Armutsideengeber erfährt man nichts. Wichtiges bleibt unerwähnt: so die Europäische Kommission und ihr „Programm von Modellvorhaben und Modellstudien zur Bekämpfung von Armut“ (1974), das (zusammen mit stetig verbesserten Möglichkeiten der Datenerhebung und -analyse) die indikatorengestützte Erforschung von Risikolagen im Lebensverlauf anstieß; oder die Kritik der Frauen(forschungs)bewegung an der fehlenden Individualisierung, folglich Marginalisierung von Frauen im System sozialer Sicherung. Schließlich war es auch diese Kritik, auf die Geißler, Dettling, Fink und später Süßmuth mit der Rede von der Neuen Sozialen Frage (1976) reagierten, um die CDU für Wählerinnen wieder attraktiv zu machen. Diese Ideengeber hatten erkannt, dass das *postwar settlement* alte Risiken und starke, organisierte (männliche) Lohnarbeiter- bzw. Insider-Interessen auf Kosten der schwachen, nicht or-

ganisierten, wenig konfliktfähigen Outsider bedient hatte; dass die zukünftige Herausforderung in der Bearbeitung ständig neuer Risiken jenseits von Normalarbeitsverhältnis und „Normalfamilie“ bestehen würde.

ILONA OSTNER

Göttingen

VSWG 104, 2017/1, 148–149

Axel Weipert

Die Zweite Revolution. Rätebewegung in Berlin 1919/1920

be.bra wissenschaft, Berlin-Brandenburg 2015, 476 S. (13 Abb.), 32,00 €.

Nach Jahren der Windstille scheint eine neu aufkommende Brise die Segel für eine weitere Erforschung der deutschen Rätebewegung zwischen 1918 und 1920 wieder zu blähen. Nachdem die von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 1968 begründete Reihe „Quellen zur Geschichte der Rätebewegung in Deutschland 1918/19“ im Jahr 2013 mit einem Band über den Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat fortgesetzt worden war, legt nun Axel Weipert eine Studie über die zweite Phase der Berliner Rätebewegung vor. Er setzt in seiner Darstellung, die an der Freien Universität als Dissertation angenommen wurde, mit dem Generalstreik im März 1919 ein, seziert noch einmal die Umstände der Demonstration am 13. Januar vor dem Reichstag und den Widerstand gegen den Kapp-Lüttwitz-Putsch. Dieser chronologischen Darstellung folgen Querschnittskapitel zur Revolutionären Betriebsrätezentrale, zu den Schüler- und Erwerbslosenräten, zum Rat geistiger Arbeiter, zum Verhältnis von Frauen und Rätebewegung sowie zur „Rätepolitik“ der Parteien und Gewerkschaften.

Weipert möchte die Rätebewegung der „zweiten Revolution“ gern als Alternative „zu den bürokratisierten, bisweilen auch recht autoritären Strukturen der organisierten Arbeiterbewegung“ (S. 13) profilieren. Behutsam und abwägend urteilend, fertigt er eine Zeichnung von einem Dritten Weg zwischen sozialdemokratisch geprägter parlamentarischer Demokratie und kommunistisch geformter Rätediktatur, die jedoch immer wieder verwischt. Dann ist die Rede vom „eigentümlichen Charakter des Räteystems“, welches „keine homogene Einheit“ gebildet habe und in dessen Strukturen „sich andere Organisationen“ bewegt haben (S. 156 f.). Die durch akribische Quellenarbeit aufgebaute Untersuchung lässt indes auch eine andere Interpretation zu. Die Radikalisierung der Industriearbeiterschaft, hervorgerufen durch wachsende Enttäuschung über die Resultate der Regierungspolitik der Weimarer Parteien sowie deren verhängnisvolle Entscheidung, politische Konflikte vorwiegend militärisch zu lösen, die mit einem Unwillen zur Integration der Räteideen in die Verfassung einherging, ließ sich auch nicht durch das Räteystem auffangen, geschweige denn in produktive politische Bahnen lenken. Zudem zeigt sich, dass die Rätebewegung keineswegs auf einer demokratisch abgesicherten Basis stand: Die Erwerbslosenräte spielten ebenso wie der „politische Rat geistiger Arbeiter“ eine unverträgliche Sonderrolle und – so muss Weipert einräumen – Frauen in der Rätepraxis „fast gar keine Rolle“ (S. 336). Dennoch neigt der Verfasser ähnlich wie

Lenin dazu, sich im Zweifel mit den Massen zu irren statt sich gegen sie zu stellen, soll heißen, die zweite Rätebewegung als die ursprüngliche Rätebewegung zu idealisieren statt sie zu historisieren.

Zwei zentrale Schwächen der Arbeit erleichtern diese Tendenz. Die eine resultiert aus einem kaum zu behebenden Quellenmangel. Wir wissen nämlich nicht genau, wie sich an der Basis der Bewegung, in den Belegschaften der Großbetriebe, die jeweiligen Protestströme formierten. Besaßen sie wirklich einen rein naturwüchsigen Charakter (und was heißt das?) oder spielten nicht auch hier die Agitation und das Handeln von Basisfunktionären unterschiedlicher politischer Couleure eine bedeutende Rolle? Weipert diskutiert zwar die Einflüsse linker Parteien und der Gewerkschaften auf die Bewegung, doch ruht der Blick hier ausschließlich auf den Kongressen und Führungsorganen der Rätebewegung.

Die zweite Schwäche hätte sich ausbügeln lassen. Sie besteht im Verzicht auf einen systematischen Vergleich mit anderen regionalen Rätebewegungen wie jenen in Hamburg, in München, im Ruhrgebiet oder in Südwest- und in Mitteldeutschland. Die Reichshauptstadt mag für die politische Radikalisierung der Arbeiterschaft in Deutschland nach 1919 eine entscheidende Position eingenommen haben, hier spitzten sich Konflikte in besonderer Weise zu, und die Rätebewegung wies eine bedeutende Stärke auf. Aber Berlin war nicht Deutschland. Und so wie die ‚erste Revolution‘ im November und Dezember 1918 eine ausgesprochen regionale sowie föderale Entwicklung nahm, scheint es sich auch mit der ‚zweiten Revolution‘ verhalten zu haben. Noch mehr: In ihrer Regionalisierung lag eine Ursache für ihr Scheitern.

KARSTEN RUDOLPH

Bochum

VSWG 104, 2017/1, 149–151

Wolfgang Wüst (Hg.)

Die „gute“ Policy im Reichskreis. Zur frühmodernen Normensetzung in den Kernregionen des Alten Reiches. Ein Quellenwerk, Bd. VII: Policeyordnungen in den fränkischen Reichsstädten Nürnberg, Rothenburg o. d. T., Schweinfurt, Weißenburg und (Bad) Windsheim

WiKomm, Erlangen 2015, 1.037 S., 58,00 €.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um eine Edition frühneuzeitlicher Policeyordnungen, erlassen von Reichsstädten des fränkischen Reichskreises, allen voran Nürnberg. Es ist dies der siebte und letzte Band einer umfassenden Dokumentation der Policeygesetzgebung von Territorien unterschiedlicher Größe und Bedeutung, überwiegend im Gebiet des heutigen Bayern gelegen. Das siebenbändige Quellenkorpus umfasst darüber hinaus auch die supratoritoriale Policeygesetzgebung des schwäbischen, fränkischen und bayerischen Reichskreises und im vierten Band sogar die Gesetzgebung der „lokale[n] Policy“, also der landsässigen Herrschaftsträger und kommunalen Genossenschaften. Die Ordnungen sind nach Sachgebieten und Regelungsfeldern zusammengestellt, beginnend mit „übergreifenden Policeyordnungen“, die den gesamten Regelungsbedarf der Stadt decken

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

wollen. Dann folgen Ordnungen, die speziell für bestimmte Bereiche ergehen, wie etwa „Wirtschaft und Handel“ oder „Armut, Bettel- und Almosenwesen“ bis hin zu „Kriminal- und Gerichtswesen“.

Alle Bände zusammen vermitteln ein beispielhaftes Bild der Ziele und Inhalte frühneuzeitlicher Policygesetzgebung auf unterschiedlichen Herrschaftsebenen und in unterschiedlichen Herrschaftseinheiten: Von den lokalen Grundherrschaften und Gemeinden bis hin zu einem großen Territorium wie Bayern. Im vorliegenden Band treten nun die Reichsstädte hinzu. Das Gesamtwerk ist ohne Zweifel eine beachtliche editorische Leistung, die schon mehrfach positiv gewürdigt wurde (siehe etwa die Rezension der ersten beiden Bände von Karl Härter: *Policy im Kreis*, in: *Rechtsgeschichte. Zeitschrift des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte* 4 [2004], S. 223–226).

So beeindruckend dieses Editionswerk ist, so enttäuschend ist allerdings die Einleitung, die der Herausgeber dem hier in Rede stehenden siebten Band voranstellt. Das gilt vor allem dann, wenn man sie an seinem wahrlich hochgesteckten Anspruch misst, den er im Vorwort formuliert: Das „inhaltliche Anliegen“ des Quellenwerks bestehe darin, „die zivilisatorische Leistung der Reichsstädte gegenüber der zeitgebundenen Kritik wieder herzustellen“. Die über die Quellensammlung vermittelte „innerstädtische Sicht ‚guter Policy‘“ neutralisiere „so manche Endzeitkritik an bürgerlichem Lebensstil, an städtischer Kultur, Verwaltung, Wirtschaft und Verfassung“ (S. 32). Mit der „zeitgebundenen Kritik“ spricht der Herausgeber das zunehmend negative Urteil an, das in der politischen Diskussion des 18. Jh.s, vor allem aber im *policeywissenschaftlich-kameralistischen* Diskurs des Aufklärungszeitalters, über die Reichsstädte gefällt wurde. Sie galten nunmehr als durch und durch verkrustete soziale Gebilde, die der Konkurrenz durch die von den Fürsten vielfach massiv geförderten Residenzstädte immer weniger gewachsen waren und in denen die städtischen Oligarchien jedwede Reformansätze im Sinne einer aufgeklärten „Ökonomie“ abblockten, wenn dadurch die herkömmliche Pfründenwirtschaft in Frage gestellt wurde. Wer mit der reichlich gewagten These auftritt, dass es sich hier lediglich um „schwarz-weiß malende wie einseitige Rückständigkeits- oder Fortschrittsdiskurse“ (S. 33) gehandelt habe, der müsste wenigstens ansatzweise darlegen, auf welchem Wege er zu anderen Einschätzungen kommen möchte, die der verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Wirklichkeit der Reichsstädte nach dem Dreißigjährigen Kriege bis zum Ende des Alten Reiches näher kämen. Denn es handelt sich schließlich um zeitgenössische Diskurse, geführt von einem Publikum, das über die politischen Verhältnisse seiner eigenen Zeit diskutiert. Wenn man es besser wissen will als die Zeitgenossen, dann braucht man wesentlich stärkere Argumente als diejenigen, die der Herausgeber zu bieten hat. Dass man hier zwischen den großen Städten wie Nürnberg und Augsburg einerseits und der Masse der kleineren und mittleren Reichsstädte – zumal im südwestdeutschen Raum – andererseits unterscheiden muss (S. 32), ist selbstverständlich und bedarf keiner Erwähnung; natürlich haben diese Städte im 19. Jh. Anschluss gefunden an die Industrialisierung, aber was das mit deren vormalig reichsstädtischem Charakter zu tun haben soll, bleibt unklar. Und was der Herausgeber ansonsten gegen die angebliche „Schwarz-Weiß-Malerei“ des aufgeklärten „Rückständigkeitsdiskurses“ über die Reichsstädte ins Feld führt, ist mehr als dürftig. Er beschränkt sich im Wesentlichen auf die Behauptung, man sei in den großen Reichsstädten „durchaus ernsthaft gewillt“ gewesen, „ökonomische Reformen einzuleiten“; im Übrigen zeige ein Blick in die Quellensammlung, dass sich die Policygesetze in den Reichsstädten „nach dem Dreißigjährigen Kriege mit ausgesprochenen Innovationsthemen beschäftigten“ (S. 33). Abgesehen davon, dass das „innovative“ Element in dieser Policygesetzgebung

erst einmal nachgewiesen werden müsste, können solche Behauptungen niemals ausreichen, um einen zeitgenössischen Modernitäts- und Rückständigkeitsdiskurs, wie er im Aufklärungszeitalter typischerweise um die Reichsstädte geführt wurde, als eine Summe „vordergründige[r] Bewertungen“ (S. 13) abzuqualifizieren. Denn es handelt sich bei den Policyordnungen um normative Texte, die über die soziale und politische Wirklichkeit nur sehr beschränkte Aussagen zulassen. Es kommt hinzu, dass diese „Policygesetzgebung“ in hohem Maße standardisiert war – bestimmte Regelungen finden sich praktisch überall. Ihr Erlass zählte unter den Obrigkeiten dieser Zeit gewissermaßen zum „guten politischen Ton“, den sie anschlagen musste, wollte sie nicht als rückständig gelten. Allein aus dem Erlass solcher Ordnungen, wie „innovativ“ sie auch immer sein mögen, können keine Rückschlüsse auf die Wirklichkeitsnähe der zeitgenössischen Reformdiskurse um die Reichsstädte gezogen werden.

THOMAS SIMON
Wien

D. Wirtschaftsgeschichte

VSWG 104, 2017/1, 151

Thierry Aimar / Francis Bismans / Claude Diebolt

Business Cycles in the Run of History

(Springer Briefs in Economics). Springer, Heidelberg 2016, 94 u. vi S., 53,49 €.

Geschrieben wurde dieses Buch für Ökonomen, die es sich aufgrund des geradezu unverschämten Preis-Leistungs-Verhältnisses kaum kaufen werden. Auch für Wirtschafts- und Sozialhistoriker möchte ich nur eine sehr eingeschränkte Kaufempfehlung aussprechen, weil nur einige Kapitel des ohnehin schmalen Bandes möglicherweise für uns geeignet sind. Eingebettet in eine knappe Einleitung (S. 1–5) und ein nur wenig längeres Schlusswort (S. 85–92) beschäftigen sich vier Kapitel mit der Geschichte der Konjunkturtheorie (S. 7–27), den empirischen Verfahren der Konjunkturforschung (S. 29–49), der Datierung von Konjunkturzyklen unter besonderer Berücksichtigung der französischen und süd-afrikanischen Wirtschaftsentwicklung seit den 1970er Jahren (S. 51–67) sowie der Prognose von Konjunkturentwicklungen anhand deutscher Daten der Jahre 1970 bis 2014 (S. 69–84).

Der wohl nützlichste Abschnitt des Buches ist Kapitel 2 – ein knapper und gut geschriebener dogmenhistorischer Abriss der Konjunkturtheorie von den Anfängen im 19. Jh. bis zur ökonometrischen Revolution der 1930er Jahre. Allerdings tauchen selbst in diesem Beitrag Differentialgleichungen auf, die nicht für jeden Leser unmittelbar verständlich sein dürften. Dieses Problem verschärft sich im dritten Kapitel, das ansonsten einen durchaus lesbaren Einblick in zeitreihenökonomische Verfahren und Theorieentwicklungen seit den 1970er Jahren gibt. Die nachfolgenden Kapitel dürften allenfalls für ganz wenige Spezialisten von Interesse sein.

CARSTEN BURHOP
Bonn

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

VSWG 104, 2017/1, 152–154

Christian Böse / Michael Farrenkopf

Zeche am Strom. Die Geschichte des Bergwerks Walsum

(Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum 199 / Schriften des Bergbau-Archivs 28). Deutsches Bergbau-Museum Bochum, 2. Aufl., Bochum 2015, 514 S. (zahlr. Abb.), 25,00 €.

Gunnar Gawehn

Kohle – Erz – Chemie. Die Geschichte des Bergwerks Auguste Victoria

(Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum 205 / Schriften des Bergbau-Archivs 30). Deutsches Bergbau-Museum Bochum, Bochum 2015, 409 S. (zahlr. Abb.), 25,00 €.

Als zentrale Organisationseinheit beim Deutschen Bergbau-Museum in Bochum (DBM) ist das Montanhistorische Dokumentationszentrum (*montan.dok*) unter Leitung von Michael Farrenkopf seit 2001 zu einem Branchenarchiv geworden, das mit seinen Beständen nicht nur publikumswirksame Ausstellungen organisiert, sondern auch wissenschaftliche Forschung als Kernaufgabe eines großen Forschungsmuseums ermöglicht und befördert. Denn Sammlung und Dokumentation sind forschungsbezogene Tätigkeiten, die wissenschaftliche Erfahrungen voraussetzen, um zu neuen Erkenntnissen zu führen. In diesem Kontext sind die beiden vorliegenden Arbeiten bergbauliche Resultate der Auseinandersetzung mit bedeutenden Überlieferungszusammenhängen (Altregistra-turen, persönliche Nachlässe), die noch rudimentären Gegenwartsbezug aufweisen: der Rückfüh-rungsprozess des aktiven Steinkohlenbergbaus in Deutschland ist für 2018 definitiv beschlossen.

Der Band „Zeche am Strom. Die Geschichte des Bergwerks Walsum“ ist – mit der Region am rechten Niederrhein als Teil einer beeindruckenden Geschichte des deutschen Steinkohlenberg-baus – das Ergebnis eines größeren Forschungsprojekts, dessen Arbeitsgruppe es sich angelegen sein ließ, sowohl die Bedeutung des Bergbaus für die industrielle Entwicklung Deutschlands und des europäischen Einigungsprozesses nach dem Zweiten Weltkrieg als auch die vorbildlich geführ-te Sozialpartnerschaft zwischen Unternehmertum und Gewerkschaft zu dokumentieren (1951 war die Montanmitbestimmung beschlossen worden).

Die Arbeiten beim Schachtabteufen begannen 1927. Eine niederländische Bank hatte in ihrer Funktion als Holding die Rolle des wesentlichen Geldgebers für Thyssen-Bornemisza übernom-men, wobei ein Großteil der nach Deutschland transferierten Finanzmittel in den Ausbau des Berg-werks Walsum flossen. Wilhelm Roelen widmete sich als neuer Mitarbeiter im Vorstand der Ge-werkschaft Friedrich Thyssen vor allem Zentralisierungsmaßnahmen, dem technischen Verbund zwischen Bergwerken, Kokereien und Energiebetrieben, um einen großflächigen Bergwerksbetrieb mit hohem Mechanisierungsgrad aufzubauen (Roelen blieb als Generaldirektor bis 1953 im Amt). Aufgrund dieser Rationalisierungen gilt die Schachtanlage Walsum bis in die Gegenwart als erstes Verbundbergwerk. Die Lage am Rhein wirkte sich positiv aus, der Strom war ein kostengünstiger Transportweg, allerdings auch für die konkurrierende Importkohle aus England. Zur Verbesserung der Infrastruktur der Schachtanlage diente der Bau eines Stichkanals zum Rhein mit Zechenhafen, dies wurde bis 1936 realisiert. Die Planung eines Kohlenabbaus auf beiden Seiten des Rheins (1957

durchgeführt) und unter dem Fluss hingegen wurde durch die verschärfte wirtschaftliche Rezession 1929/30 in Frage gestellt. Während der Kriegszeit arbeitete die Zeche Walsum mit maximalem Fremdarbeitereinsatz: Bereits Ende 1942 waren bei einer Gesamtbelegschaft von 2.892 Mitarbeitern lediglich 966 „einheimische“ Arbeitskräfte beschäftigt. Die so genannten Ostarbeiter hatten nicht nur unter der Schwerstarbeit unter Tage, sondern auch unter schlechter Ernährung und katastrophaler Unterbringung zu leiden (Verwanzung).

In der Nachkriegszeit hatte die Zeche mit den branchenüblichen Problemen zu kämpfen (Versorgungsengpässe). Um eine Stammbeflegschaft aufzubauen, waren 1947 bereits 200 Bergjungen für die Ausbildung zum Bergmannsberuf vorgesehen (Mindestalter bei der Einstellung: 14 Jahre).

Bis zur Schließung vergingen 80 Jahre, in denen sich die Produktionsverhältnisse wandelten. Der gesamte Ruhrbergbau galt Mitte der 1950er Jahre als technisch-rückständig (geringer Mechanisierungsgrad beim Kohlenabbau), insofern musste der anspruchsvolle Weg zur Vollmechanisierung gegangen werden (Schrämmaschine, Löbbecke-Hobel, Walzenlader, Einschienenhängebahnen). In den letzten Jahren der Produktion war das Bergwerk Walsum leistungsfähig, geprägt von technischem Fortschritt (untertägiger Einsatz des Bolter Miners) und Innovationsbereitschaft seiner Leitung (standardisierte und strukturierte Vorgehensweise in Produktion, Instandhaltung und Logistik), verbunden mit qualifiziertem Personal. Gegründet als Versorgungspfeiler der Stahlindustrie war zuletzt die Nähe zu den benachbarten Kraftwerken Walsum und Voerde das bestimmende Merkmal der Zeche.

Als das Bergwerk Walsum Ende 2008 die Förderung einstellte, wurde damit die letzte Schachtanlage auf dem Gebiet der Stadt Duisburg geschlossen. Die sachliche Darstellung der Autoren auf solide recherchierter Quellenbasis mit einem umfangreichen Anhang überzeugt.

Auch das Buch „Kohle – Erz – Chemie“ von Gunnar Gawehn behandelt eines der letzten Bergwerke des Ruhrgebiets. Die Zeche Auguste Victoria war bis zu ihrer Schließung Ende 2015 die vorletzte dieser Gegend, denn auch in Marl im nördlichen Teil des Ruhrgebiets werden die politischen Vorgaben und ein sozialverträgliches Auslaufen des deutschen Steinkohlenbergbaus planmäßig umgesetzt (produziert wird nur noch auf der Zeche Prosper-Haniel in Bottrop und im Bergwerk Ibbenbüren der RAG Anthrazit).

1899 wurde die Gewerkschaft Auguste Victoria, benannt nach der Deutschen Kaiserin und Königin von Preußen, während der Hochindustrialisierung des Deutschen Kaiserreichs von zwei Düsseldorfer Unternehmern gegründet. Kurz darauf startete die Steinkohlenförderung mit enger Verbindung zur chemischen Industrie. Die Weigerung der Unternehmensgründer, die Zeche dem Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikat anzugliedern, weckte das Interesse vor allem der BASF und der Bayer AG, die über eine eigene Kohlenbasis für ihre Werke verfügen wollten. Im Dreibund von 1907 (BASF, Bayer und Agfa) wurde diese Übernahme unter Beteiligung von Carl Duisberg, Carl Bosch und Siegfried Pfaff, Repräsentanten der deutschen Chemieindustrie, vollzogen. Aufgrund der Bindung an die BASF verweigerte die Gewerkschaft der Auguste Victoria den Beitritt zur 1968 gegründeten Ruhrkohle AG. 90 Jahre bestand die selbständige bergrechtliche Gewerkschaft, bis sie 1995, als sie sich von der BASF getrennt hatte, als Bergwerk in den RAG-Verbund integriert wurde. Gawehn berichtet nicht nur linear ereignisorientiert, sondern stellt auch die betrieblichen Vorgänge in wirtschaftspolitische Zusammenhänge des Strukturwandels im Ruhrgebiet. Auch die Buna-Produktion, 1940 in Marl auf der Auguste Victoria aufgenommen und für die I. G. Farben der bedeutendste Produktionssektor, behandelt der Autor, verzichtet gleichfalls nicht auf (knappe)

Ausführungen zur Hüls-Holding-Gesellschaft Marl, die 1953 nach Beschlagnahme und Aufspaltung der I. G. Farbenindustrie neu gegründet wurde. Hier bedarf es allerdings weiterer Forschungsarbeit.

Nach Phasen großer Prosperität gab es wirtschaftliche Depressionen (massiver Arbeitskräfteverlust während der Weltkriege, Einsatz von Kriegsgefangenen, Alliierte Kontrolle nach 1945), desgleichen politisch schwierige Jahre durch Neuordnung des Ruhrbergbaus bis hin zum Wiederaufbau der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg. Trotz des anhaltenden Schrumpfungsprozesses im deutschen Steinkohlenbergbau überdauerte die Zeche bis in die jüngste Zeit. Zudem verfügte der Betrieb über eine Steinfabrik, die dampfgehärtete Steine nach dem Kalksandsteinverfahren herstellte. Eine weitere Besonderheit war die Förderung von Bleizinkerzen, die zu enger Verflechtung mit der chemischen Industrie beitrug. Ein Appendix mit Zeittafel, Produktions- und Belegschaftszahlen, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Registern runden diesen wichtigen Beitrag ab.

Das Montanhistorische Dokumentationszentrum setzt mit diesen Veröffentlichungen seine Publikationsreihe zu den im Auslauf befindlichen Bergwerken der RAG Aktiengesellschaft fort. Wissenschaft ist für Leibniz-Einrichtungen – das DBM ist Teil dieser Gemeinschaft – mehr als forschen und wissenschaftliche Dienstleistung, d. h. sie sorgen nicht nur für Wissensgenerierung, sondern auch für den Transfer des Wissens zurück in die Gesellschaft. Das Deutsche Bergbau-Museum ist einmal mehr seinem Ruf als Museum der Forschung und der anschaulichen Darstellung von deren gesellschaftlich relevanten Ergebnissen gerecht geworden.

HANS-JOACHIM KRASCHEWSKI

Marburg

VSWG 104, 2017/1, 154–155

Claude Diebolt / Michael Hauptert (Hg.)

Handbook of Cliometrics

Springer, Heidelberg u. a. 2016, 590 u. xxii S., 319,93 €.

Die cliometrische Revolution und die Etablierung einer neuen Wirtschaftsgeschichte seit den späten 1950er Jahren waren verbunden mit dem Übergang von einer beschreibenden zu einer verstehenden Geschichtswissenschaft – so lautet der Standpunkt, den Claude Diebolt und Michael Hauptert in der Einleitung zu diesem monumentalen Werk referieren. Nach mehr als fünfzig Jahren ist es nun durchaus an der Zeit, auf die wesentlichen Beiträge und Leistungen dieser Art der Wirtschaftsgeschichtsschreibung zurückzublicken. Dies geschieht in 22 Beiträgen, die Namen der Autoren lesen sich wie das Who-is-Who der internationalen Wirtschaftsgeschichte. Darunter befinden sich vier Beiträge mit deutscher Beteiligung: Franziska Tollnek und Jörg Baten zeigen, wie man auf Basis von Altersangaben in Zensusmaterialien den Humankapitalbestand von Volkswirtschaften schätzen kann; Markus Lampe und Paul Sharp legen einen Überblick über die cliometrische Literatur zur Entwicklung des Außenhandels vor; Jochen Streb stellt die aktuelle cliometrische Forschung zum Thema Innovation zusammen; Thomas Rahlf beschäftigt sich mit Fragen statistischer Inferenz in der historischen Forschung.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Gegliedert ist das Buch in sieben Abschnitte, die sich mit den Themen „Geschichte der Cliometrie“, „Humankapital“, „Wachstum“, „Finanzgeschichte“, „Innovation“, „Statistik und Konjunkturforschung“ sowie „Staat“ beschäftigen. Auf der Habenseite kann vermerkt werden, dass alle Beiträge auf dem Stand der aktuellen Forschung und durchaus lesenswert sind. Kritisch angemerkt werden muss allerdings, dass manche Aufsätze keinen vergleichenden oder historischen Gesamtüberblick über ihr Thema bieten, sondern lediglich eine Zusammenfassung der bisherigen oder aktuellen Forschung der jeweiligen Autoren. Im sehr guten, von Gregory Clark verfassten Beitrag über die Industrielle Revolution stellt der Autor beispielsweise einerseits den aktuellen Forschungsstand und laufende Kontroversen zu diesem Thema vor, legt aber andererseits und vor allem dar, dass er mit seinen eigenen Untersuchungen viel zum Verständnis offener Fragen beigetragen hat. Ein anderes Beispiel für diese Strategie ist der Aufsatz von Caroline Fohlin über die Geschichte der Finanzsysteme – hier handelt es sich im Wesentlichen um eine Zusammenfassung ihres letzten Buches. Des Weiteren ist zu bemerken, dass es durchaus eine Verzerrung in Richtung Amerika gibt. Beispielsweise beschreiben Claudia Goldin und Robert A. Margo in ihren sehr lesenswerten Kapiteln zur Humankapitalentwicklung bzw. zur Geschichte von Arbeitsmärkten die Entwicklung in den USA. Diese Beiträge sind durchaus gut geschrieben. Wer aber mit der Erwartung eines umfassenden Überblicks an das Handbuch herantritt, der wird vielleicht enttäuscht.

Allerdings gibt es auch Beiträge, die meinen Erwartungen an ein Handbuch vollauf gerecht werden. Insbesondere trifft dies auf die beiden ersten Kapitel zu, die sich mit der Geschichte der Cliometrie (Michael Hauptert) und dem Zusammenhang von Wirtschaftsgeschichte und Entwicklungsökonomie in historischer Perspektive (Peter Temin) beschäftigen. Hier wird in geradezu mustergültiger Art und Weise dargelegt, wie und wieso sich Cliometrie entwickelt und verändert hat.

Im Gegensatz zu diesen ideengeschichtlich angelegten Beiträgen stehen Artikel, die sich vor allem aktuellen Trends und Entwicklungen in der Forschung widmen. Hierzu gehören beispielsweise der schon erwähnte, von Tollnek und Baten beigesteuerte Aufsatz über den Einsatz von *Age-heaping*-Verfahren zur Schätzung von Humankapital oder die von Jacob Weisdorf verfasste Studie zur Verwendung von Kirchenregistern für ebendiesen Zweck. Bei solchen Beiträgen bleibt abzuwarten, ob sie den Test der Zeit bestehen und sich zu Klassikern der Cliometrie entwickeln.

Alles in allem erhält man aber durch die Beiträge, die allesamt einen angenehmen Umfang von rund 25 Druckseiten haben, einen umfassenden Überblick über die Vergangenheit und Gegenwart der Cliometrie. Aufgrund des recht hohen Preises dürfte sich das Buch aber kaum für Privatbibliotheken eignen.

CARSTEN BURHOP

Bonn



VSWG 104, 2017/1, 156–157

Lina Hörl

Handwerk in Bamberg. Strukturen, Praktiken und Interaktionen in Stadt und Hochstift (1650–1800)

(Stadt und Region in der Vormoderne 2 / Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bamberg 20). Ergon, Würzburg 2015, 409 S., 58,00 €.

Die vorliegende Bamberger Dissertation bietet ein gelungenes Beispiel dafür, wie gut sich makro- und mikrohistorische Untersuchungen auf dem Gebiet der Regional- und Handwerksge­schichte ergänzen. Den neuen Wegen der Zunftgeschichte folgend, erklärt Hörl einleitend (Kap. I, S. 13–35), dass frühneuzeitliche Zünfte sich als „flexible, anpassungsfähige Institutionen mit zahlreichen Funktionen“ zeigten und dass angesichts dieser Tatsache auch die Obrigkeiten keineswegs von einer „prinzipiellen Zunftfeindlichkeit“ durchdrungen waren (S. 21 f.). „Kommunikative Formen der Interessenartikulation“ (S. 26) gehörten zu den Herrschafts-, allgemeinen Wirtschafts- und besonderen Zunftstrukturen, die Hörl als Rahmenbedingungen erklärt und die unerlässlich waren, um das fürstbischöfliche Territorium nach dem Dreißigjährigen Krieg zu renovieren (II, S. 37–56).

Hörls Quellengrundlage bilden sieben Bürgerbücher mit 8.899 Eintragungen, 449 Zunftstatuten sowie 30 Gewerbelisten. Sie werden von der Verfasserin geschickt quantifizierend analysiert, um das Gewerbespektrum und die Veränderungen im bambergischen Handwerk erstmals umfassend zu untersuchen (III, S. 57–152). 27 Tabellen und Grafiken veranschaulichen die Ergebnisse. Unter den maximal etwa 113 Handwerksberufen (S. 132) gab es kein herausragendes Leitgewerbe, wohl aber wurden Büttner (412), Schneider (313) und Gärtner (239) unter den 4.400 Berufsangaben der Bürgerbücher besonders häufig genannt (S. 88). Die Auswertung der Handwerksordnungen wie auch der Gewerbelisten belegt, dass es keinen festgelegten Kanon der Bamberger Zünfte (S. 150) gab: Manche Berufsbilder waren vor dem 18. Jh. bereits etabliert, bevor sie sich zu Zünften formten; aus Sammelzünften konnten sich Einzelzünfte lösen; Zünfte, Doppel- und Mehrfachzünfte entstanden neu oder bildeten sich um. All dies zeigt, welche Ausdifferenzierungen, Umformungen und Spezialisierungen möglich waren.

Große Aufmerksamkeit widmet Hörl den Meisterrechtsverleihungen und Konflikten um reguläre wie irreguläre Arbeit (IV, S. 153–355), wiederum auf eindrucksvollem Quellenfundus, wobei sie auch zahlreiche Supplikationen einbezieht, die das Buch gerade in diesem Kapitel zu einer anschaulichen Lektüre machen. Das uns in der Handwerksge­schichte immer wieder begegnende Thema des Spannungsverhältnisses zwischen „ausreichender Nahrung“ und „befürchteter Armut“ (S. 291) gewinnt hier an sehr konkreter Anschaulichkeit, was Rechtsnorm und -lage, Wettbewerb und Einkommenssicherung sowie moralisch unbedenkliches, zuweilen aber auch grenzwertiges Verhalten angeht (insbes. S. 258–327). Sanktionen konnten rechtlich geschehen, z. B. in Form von Verwarnungen bis hin zum Ausschluss aus dem Handwerk, manchmal nahmen sie allerdings handgreifliche Formen an, etwa wenn eine „Weibsperson“ misshandelt und durch den Kot geschleift wurde (S. 298 f.).

In ihrem Resümee (S. 357–369) kommt Hörl – nach allen Ausführungen bestens begründet – zu dem Ergebnis, dass die „Umsetzung von Zunft“ stets Verhandlungssache war, dass die „Definitio-

nen der Grenzen von und des Zugangs zu zünftischen Rechten“ durchgängig „im Fluss“ blieben und bleiben mussten, in einem „zirkulären Prozess“, der „ständig neu“ zu bestimmen war (S. 369).

RAINER S. ELKAR

Wilnsdorf

VSWG 104, 2017/1, 157–158

Angela Huang

Die Textilien des Hanseraums. Produktion und Distribution einer spätmittelalterlichen Fernhandelsware

(Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte 71). Böhlau, Köln / Weimar / Wien 2015, 311 S. (Kartenskizzen, graph. Darst., über 30 Tab.), 40,00 €.

Die vorliegende Dissertation (Univ. Kopenhagen, Prof. Carsten Jahnke) schlägt einen neuen Weg zur Definition der Hanse ein: Hatte die Forschung bislang die hansestädtische Textilherstellung als am hansischen Fernhandel nur ausnahmsweise beteiligt gesehen, identifiziert die Autorin des vorliegenden Werkes den Hanseraum als Produktionsregion für Fernhandelswaren. Sie definiert ihn als besonders exportorientiertes Produktionsgebiet, in dem die Leinwandherstellung zwar seit dem 13. Jh. bestand, aber erst die wachsende Nachfrage seit dem 15. Jh. den eigentlichen hansestädtischen Bereich als Gewerbesphäre erstehen ließ. Reichhaltige Londoner Zollaufzeichnungen bilden die virtuos befragte und mustergültig ausgewertete Quellengrundlage der Autorin; ergänzend wurden die Überlieferung der geltenden Handelsprivilegien und der Hanserezeesse sowie Pfundzollbücher herangezogen, nicht aber (verständlicherweise) archäologische Funde. Methodisch überzeugend verfolgt Huang den Weg der Leinwandware vom Absatzmarkt zum Produktionsort zurück. Umfassende und interessante Informationen zur Warenkunde, zu den hansischen Produktionsorten, zu Sorten, Qualitäten und Preisen dieses hoch differenzierten Handelsgutes werden mitgeliefert. Die besseren Qualitäten aus den Niederlanden und Westfalen dominierten die geringeren aus sächsischen und preußischen Gebieten. Die Städte selbst sorgten durch Plombierung und Stempelung der Leintuche für den notwendigen standardisierten Herkunftsnachweis und verbürgte Qualität, wobei sich der Hansetag nicht durch Vorschriften einmischte. Allmählich traten so die Regionen hinter den produzierenden Städten zurück, die allerdings seit der Mitte des 15. Jh.s keinen Direkthandel mehr betrieben. Köln, Hamburg und Danzig wurden im Laufe der Zeit zu Umschlagplätzen für die angelieferten regionalen Produkte. Die Charakterisierung der *Mercers*, der Empfänger der Leinwand in London, und der differenzierten Kontakte dieses herausragenden Händlerkreises mit den Hansekaufleuten gelingt der kundigen Autorin gleichfalls sehr gut. Sie lässt es zudem bei der gründlichen Darlegung der Produktion und der Distribution der Ware Leinwand nicht bewenden und nimmt auch die Wolltuchproduktion in den Blick, eine Schlüsselindustrie europäischer Wirtschaftsentwicklung, deren regionale Verbreitung ebenfalls ein differenziertes Bild der Qualitätsunterschiede aufweist: bessere Qualität aus den Niederlanden und Westfalen, mittlere bei sächsischem, wendischem, preußischem und polnischem Tuch. Bei den hergestellten Wolltü-

chern handelte es sich grundsätzlich um graue, ungefärbte Ware, in diesem Fall „ostersche lakene“ aus dem Ostseebereich als Teil des hansischen Westhandels.

Schlüssig wird in dieser umfassenden Arbeit ausgebreitet, dass und wie die im Hanseraum hergestellten Textilien in den überregionalen Handel eingebracht wurden. Damit wird ein neuer wirtschaftspolitischer, wenn nicht sogar wirtschaftstheoretischer Aspekt der Hanseforschung in die Diskussion eingeführt, der auf der Prüfung von Produktion und Distribution einer so zentralen, ja führenden und wertvollen Handelsware basiert, wie es die Textilien waren. Der Hansehandel wird neu bewertet, nicht nur „als Fernhandel mit Waren aus Osteuropa und dem nördlichen Westeuropa entlang der Hauptachse Nowgorod-Reval-Lübeck-Hamburg-Brügge-London“ (S. 22), sondern auch die Gewerbetypenproduktion aus dem Hanseraum selbst erreichte die Märkte in den Niederlanden, England, Skandinavien und Russland und spielte dort eine wichtige Rolle. Der umfangreiche Tabellenanhang (Seitenzahl um eins verschieben!) gestattet die Nachprüfung dieses Befundes, zudem vermittelt er weitere Hinweise, nicht allein auf den Englandhandel der Hanse. Darüber hinaus ermöglicht er es, das Phänomen Hanse, nicht nur – wie häufig – verfassungsgeschichtlich zu definieren, sondern sich dieser in ihrem Wesen schwer fasslichen Handelsmacht auch auf ihrem ureigenen Gebiet von Produktion, Transport und Distribution zu nähern.

ANTJEKATHRIN GRASSMANN

Lübeck

VSWG 104, 2017/1, 158–159

Dieter H. Kollmer (Hg.)

Militärisch-Industrieller Komplex? Rüstung in Europa und Nordamerika nach dem Zweiten Weltkrieg

Rombach, Freiburg i. Br./Berlin/Wien 2015, 312 S. (18 Tab.), 24,80 €.

Zur Entwicklung der Rüstung und Rüstungsgüterbeschaffung in Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika während des Ost-West-Konflikts lag im deutschsprachigen Raum bisher keine vergleichende, multinational und -perspektivisch angelegte Veröffentlichung vor. Dem Herausgeber des vorliegenden Sammelbands, Militärhistoriker und Projektleiter Bundeswehrgeschichte im Forschungsbereich „Deutsche Militärgeschichte nach 1945“ am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam, gebührt das Verdienst, diese Lücke mit der vorliegenden Publikation geschlossen zu haben.

Im Sinne des komparatistischen Ansatzes der Studie geht der Herausgeber in seiner Einleitung von zwei konzeptionell gegensätzlichen Begrifflichkeiten aus, die er einander modellhaft gegenüberstellt. Auf der einen Seite steht die aus dem angelsächsischen Sprachraum stammende, in der politischen Auseinandersetzung nicht selten als abstrakter Kampfbegriff verwendete sowie weit hin bekannte Bezeichnung „Militärisch-Industrieller Komplex“, auf der anderen als dessen Gegenentwurf die durch den Herausgeber umrissene Konzeption des „Rüstungsinterventionismus“. Auf Grundlage der definitorischen Abgrenzung der beiden Beschaffungsstrukturen und der mit diesen

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

verbundenen Kriterien für die Bestimmung des jeweils abweichenden politischen Stellenwerts von Rüstungsindustrie werden zehn Staaten näher betrachtet und analysiert.

Auf fünf Abschnitte verteilt, kommt dabei ein knappes Dutzend renommierter Autoren aus sieben Nationen zu Wort. In den ersten vier Abschnitten werden die Supermächte USA und Sowjetunion, die Mittelmächte Großbritannien und Frankreich, die beiden deutschen Teilstaaten sowie die kleinen und neutralen Staaten Österreich, Schweiz, Schweden und Dänemark untersucht. Hierbei werden grundsätzliche, sich bei der Beschaffung von Rüstungsgütern stellende Fragen zugrunde gelegt und beantwortet – etwa, welche Bedeutung der Staat der Produktion von Waffen beimisst, wie er die Beschaffung von Wehrmaterial organisiert und welchen Einfluss die Entscheidungsträger aus Politik, Militär, Wirtschaft und Wissenschaft im Rahmen der Rüstungsgüterproduktion auf die politischen Prozesse innerhalb des Staatsgefüges nehmen.

So führte der in den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion am deutlichsten ausgeprägte Militärisch-Industrielle Komplex vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs bei beiden Supermächten zu einer engen Verzahnung von Politik, Militär und Wirtschaft und einer einflussreichen, innovativen und starken Rüstungsindustrie sowie zum Willen von Militärführung und Industrie, die Entwicklung und Beschaffung von Kriegsgerät maßgeblich zu bestimmen. Dergestalt konnten Arbeitsplätze gesichert, Verbündete ausgestattet und Waffensysteme weiterentwickelt werden, wobei die im Zuge des Wettübens in der Sowjetunion aufzubringenden Summen für die Modernisierung der staatlich gelenkten Volkswirtschaft fehlten und somit deren Zusammenbruch mit verursachten.

Für die Bundesrepublik Deutschland hingegen wird die Existenz eines Militärisch-Industriellen Komplexes unter Verweis auf das gesetzlich geregelte Ausschreibungs- und Beschaffungsverfahren unter parlamentarischer Kontrolle, insbesondere was die Bedeutung des Verteidigungs- und Haushaltsausschusses des Deutschen Bundestags im Kontext des in der Bundesrepublik konstatierten Rüstungsinterventionismus betrifft, durch den Herausgeber in seinem eigenen Beitrag bis in die Gegenwart hinein verneint. Diese Argumentation erscheint nicht zuletzt in Anbetracht der relativ geringen volkswirtschaftlichen Bedeutung der deutschen Rüstungsindustrie und des geringen Anteils von Rüstungsgütern an den deutschen Gesamtexporten nachvollziehbar. Auch der Hinweis auf mitunter inadäquate politische Vorgaben zu Lasten optimaler militärischer Rüstungsendprodukte regt gerade im Hinblick auf neuere Rüstungsprojekte der Bundesrepublik zum Nachdenken an.

Im letzten Abschnitt des Sammelbands wird ein kurzer Blick auf die Zukunft der nordatlantischen und europäischen Rüstungskoooperation geworfen, die infolge sinkender nationalstaatlicher Verteidigungsbudgets als unabdingbar erscheint. Das Buch, das als Desiderat zu bezeichnen ist und zweifellos einen bedeutenden Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte darstellt, wird von 18 Tabellen und Diagrammen sowie einem hilfreichen Abkürzungsverzeichnis und Personenregister abgerundet.

FALKO HEINZ

Koblenz



This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

VSWG 104, 2017/1, 160–161

Horst Möller

Regionalbanken im Dritten Reich. Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank, Bayerische Vereinsbank, Vereinsbank in Hamburg, Bayerische Staatsbank 1933 bis 1945

De Gruyter Oldenbourg, Berlin / Boston, Mass. 2015, 361 S. (50 Abb.), 34,95 €.

Mit diesem Buch über die Vorläuferinstitute der heutigen HypoVereinsbank unternimmt Horst Möller, ehemals Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, den Aufbruch in das für ihn bislang unbekanntes Feld der Bankengeschichte. Einem Experten für die politische Geschichte des 20. Jh.s sollte es daher verziehen sein, wenn die Einordnung des Untersuchungsgegenstands in die neuere Forschung zum Bankenwesen im Nationalsozialismus nicht in allen Punkten überzeugen kann.

Seine Expertise in der Politikgeschichte stellt Möller in jenen Abschnitten unter Beweis, die sich mit der unternehmerischen Autonomie (bzw. Heteronomie) der Regionalbanken gegenüber den Reichs- und den Landesbehörden beschäftigen. Der Autor lotet die (personal)politischen Handlungsspielräume der Vorstände und Aufsichtsräte gegenüber der Bayerischen Landesregierung, dem oberbayerischen Gauleiter, dem Reichswirtschaftsministerium und der Reichsleitung der NSDAP gründlich aus. Er kommt dabei zu dem überraschenden Ergebnis, dass den bayerischen Instituten die Wahrung ihrer Selbstständigkeit besser als den Großbanken gelang. Die Erklärung dieses Sachverhalts mit der politischen Resistenz der Vorstandsmitglieder und Aufsichtsräte gegenüber der nationalsozialistischen Herrschaft überzeugt trotz ihrer Plausibilität jedoch nicht vollständig.

Abgesehen von der nicht unproblematischen Übertragung des Resistenzbegriffs aus der Widerstandsforschung hätten Hinweise auf die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Banken von Staatshilfen und ihre nur eingeschränkte strukturpolitische Bedeutung für die bayerische Landesregierung zeigen können, dass die Regionalbanken auch von ihrer größeren wirtschaftlichen Resilienz profitierten. Ein tieferer Einblick in die geringen Auswirkungen der Bankenkrise von 1931 hätte diese Resilienz erklären können. Die hohe personelle Kontinuität in den Bankvorständen vor und nach 1933 lässt sich ebenfalls mit ihrer wirtschaftlichen Stabilität und der Gnade ihrer strukturellen Zweitrangigkeit erklären. Möller stellt eher en passant als en détail dar, dass das rüstungspolitisch relevante Kreditgeschäft mit der bayerischen Industrie wegen des Schwerpunkts der Banken im Hypothekengeschäft nur eine sekundäre Rolle spielte. Aus wirtschaftshistorischer Sicht wäre ein kritischer Blick auf die Bilanzen wünschenswert gewesen. Die bisherige Forschung zeigte, dass Unternehmen ihre steigenden Gewinne in stillen Reserven versteckten, um die steigenden Körperschaftssteuersätze zu umgehen. Während die Interpretation der teils affirmativ-opportunistischen und teils distanzier-ten Geschäftsberichte durch Ideologiekennntnis und subtile Hermeneutik überzeugt, werden die Potentiale der Quellenkritik bei der Auswertung der Entnazifizierungsakten nicht immer erreicht. Spruchkammerentscheidungen aus der Phase der Schlussstrichmentalität (ab 1948) dienen oft der generellen Exkulpation der Entnazifizierten und nicht einer ergebnisoffenen Prüfung ihrer Verantwortung während des „Dritten Reiches“.

Möller zeigt, dass die bayerischen Regionalbanken die Weltwirtschaftskrise und die schwere Bankenkrise von 1931 ohne jede Existenzgefährdung überstanden, aber kaum von der nationalso-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

zialistischen Aufrüstungskonjunktur profitieren konnten. Als Institute mit einem Schwerpunkt im privaten Hypothekengeschäft waren sie für die Finanzierung der Aufrüstung weitgehend irrelevant. Ihre Kritik an der rigiden Rationierung von Pfandbriefemissionen war daher weniger ein Akt der Resistenz als der Wunsch nach Partizipation am Konjunkturaufschwung. Möller weist jedoch zu Recht darauf hin, dass sie ihre personalpolitischen Handlungsspielräume entschlossener als andere Banken gegen die rassenpolitischen Interventionen der Exekutive und der Parteiführung verteidigten. Die letzten jüdischen Vorstandsmitglieder und Aufsichtsräte schieden erst im Frühjahr 1938 unter dem Zwang für die Banken aus, sonst ihren Status als „deutsche“ Kreditinstitute zu verlieren.

CHRISTOPHER KOPPER
Bielefeld

VSWG 104, 2017/1, 161–162

Werner Plumpe / André Steiner (Hg.)

Der Mythos von der postindustriellen Welt. Wirtschaftlicher Strukturwandel in Deutschland 1960 bis 1990

Wallstein, Göttingen 2016, 277 S. (7 Abb.), 29,90 €.

Der vorliegende Band präsentiert mit einem übergreifenden Beitrag und drei Detailstudien die Ergebnisse eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekts zum Strukturwandel in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR. Im Ergebnis soll nachgewiesen werden, dass der Strukturwandel nicht per se zu der häufig beschworenen postindustriellen Ökonomie führte. Für den Geschmack der Rezensentin fehlt diesem Anliegen zunächst eine schärfere definitorisch-theoretische Grundlage, die wohl gar nicht beabsichtigt war, da die folgenden Analysen selbst ein solches Konzept gesprengt hätten. Analog dazu fehlt eine klare zeitliche Eingrenzung des Untersuchungszeitraums: Während einzelne Beiträge die 1950er Jahre einschließen oder bis weit über das Jahr 1990 hinausgreifen, fokussieren die Herausgeber einleitend die 1970er Jahre. Auch der Detailreichtum dieses Abschnitts stört, zumal er schließlich in die banale Feststellung mündet, „dass es in den jeweiligen Branchen vom Vermögen zur Strukturanpassung abhing, ob ihre Wettbewerbsfähigkeit und damit ihre Existenz erhalten blieben“ (S. 13). Durch all das geht die analytische, alle Beiträge umfassende Klammer verloren.

Nach der Diskussion unterschiedlicher Konzepte sowie der Darstellung des Strukturwandels skizziert Steiner in einem summarischen Überblick das infolge systemischer Unterschiede differierende Handeln der Akteure ausgewählter Branchen sowie dessen Folgen und Ziele. Die von Christian A. Müller untersuchten Tonträgerindustrien standen dabei in Ost und West vor vergleichbaren, eher als branchentypisch zu bezeichnenden Herausforderungen wie dem Phänomen großer Absatzunsicherheit. Nach der Struktur der Beschäftigten müsse hier eher von einer Industrie- als von einer Dienstleistungsbranche gesprochen werden, deren Handeln sich unabhängig vom politischen System entlang einer Wertschöpfungskette orientiert habe. Hier fragt sich allerdings, ob sich nicht alle Unternehmen an einer entsprechenden Wettbewerbsstrategie orientieren und ob das

dem Band zugrunde liegende Konzept, den wirtschaftlichen Strukturwandel anhand der Veränderung der Beschäftigtenzahlen zu analysieren, tatsächlich zielführend sein kann. Jörg Leszczenski stellt das in seinem Beitrag über die „Tourismusindustrie“ jedenfalls offen in Frage. Die Tourismusbranche ist es dann auch, in der sich angesichts vergleichbarer Herausforderungen in Ost und West das Versagen der Zentralverwaltungswirtschaft am deutlichsten nachweisen lässt. Die zu Beginn der 1970er Jahre zunehmend eingesetzten, sich von Buchungs- zu Vertriebs- und Marketinginstrumenten wandelnden Computerreservierungssysteme waren nämlich Subjekt wie Objekt eines Strukturwandels, dem man in der DDR nichts entgegenzusetzen hatte.

Ralf Ahrens weist in seinem Beitrag zum Maschinenbau schließlich nach, dass diese Branche den Herausforderungen des Strukturwandels, gemessen an den Beschäftigtenzahlen, im Vergleich mit anderen traditionellen Industrien erfolgreich begegnen konnte. Vor allem in den 1970er Jahren nahm der internationale Wettbewerbsdruck etwa durch die Integration der Mikroelektronik durch japanische Maschinenhersteller zu. Eine Antwort hierauf war u. a. die Tertiarisierung der Industriebeschäftigung, also die Zunahme der beispielsweise in Forschung und Entwicklung beschäftigten Angestellten gegenüber den Arbeitern. So interessant die Ausführungen im Detail für die Branche sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR sind, so problematisch hält die Rezensentin doch den inhärent angestrebten Vergleich mit DDR-Betrieben. Natürlich musste der ostdeutsche Maschinenbau durch den Strukturwandel im gegebenen ordnungspolitischen Rahmen gegenüber dem Westen ins Hintertreffen geraten, vielleicht aber weniger wegen des strukturellen Wandels selbst als vielmehr aus Gründen fehlender Konkurrenz! Leider kommt es infolgedessen immer wieder zu abgegriffenen Feststellungen wie jener, dass für „den unterschiedlichen Erfolg der Branche [...] letztendlich vor allem die jeweilige Wirtschaftsordnung ursächlich“ war (S. 118). Als Leser fragt man sich schon, ob es hierzu einer DFG-Förderung bedurft hätte. Getreu dem Motto „Weniger ist mehr“ deshalb mein Plädoyer, jedweden Systemvergleichen in Zukunft zu entsagen und sich im Gegenzug lieber auf das Relevante, in diesem Fall den Strukturwandel zu konzentrieren!

HEIKE KNORTZ
Karlsruhe

VSWG 104, 2017/1, 162–163

Eva-Maria Roelevink

Organisierte Intransparenz. Das Kohlensyndikat und der Niederländische Markt 1915–1932

(Schriftenreihe zur Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 26). Beck, München 2015, 407 S. (zahlr. Abb. u. Tab.), 84,00 €.

Das im ersten Drittel des 20. Jh.s mächtigste deutsche Rohstoffkartell, das Rheinisch-Westfälische Kohlen-Syndikat (RWKS), hat in der vorliegenden Bochumer Dissertation mit Eva-Maria Roelevink eine sehr aufmerksame Beobachterin der Absatzseite gefunden. Diese stand bislang in der Geschichte der Wirtschaftsunternehmen hinter der Produktions- und auch der Preisgestaltung zu-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

rück und hat der Arbeit ihren signifikanten Titel gegeben. Für ihre Untersuchung konnte Roelevink einige niederländische Archivbestände (nicht alle) und die von Evelyn Kroker 1980 im Bergbau-Archiv beim Deutschen Bergbaumuseum Bochum zusammengestellten Unterlagen des RWKS heranziehen.

Da die deutsche Reichsregierung seit 1915 die inländischen Kohlenpreise festgesetzt hatte, lässt sich, so Roelevink, der wirtschaftliche Erfolg des Syndikats sehr gut am – vom RWKS weitgehend beherrschten – niederländischen Markt beobachten. Das Kohlensyndikat hatte angesichts der gewaltigen Investitionswelle für Elektrifizierung und der Nordwanderung des Bergbaus sowie nach der Verständigung der beiden großen Förderer (Robert Müser, Emil Kirdorf) den Produzenten Sicherheit geben wollen. Seit 1896 versorgte es aus seiner Quasi-Monopolstellung heraus mithilfe der Syndikatshandelsgesellschaft (SHV, eigentumsrechtlich mehrheitlich niederländisch) auch den niederländischen Markt, der während des Krieges als „cashcow“ des RWKS funktionierte. Nach der Ruhrgebietsbesetzung 1923 wuchs mit der Limburger und der britischen Kohle sowie den nun zugelassenen Zechenhandelsgesellschaften die Bedeutung des SHV, was den niederländischen Einfluss dank deren Aktienmehrheit vergrößerte. Um 1932 besaß die Handelsgesellschaft dann eine vom RWKS weitgehend unabhängige Absatzstrategie, ohne dass dies öffentlich die „Syndikatssemantik“ beendet hätte. Die Fortexistenz der Semantik bei gleichzeitigem Verlust der Kontrolle des Syndikats schreibt Roelevink vor allem dem Geschick Frits Fentener van Vlissingens zu.

Im Ergebnis der von ihr mit sehr viel Feingefühl interpretierten nüchternen Protokolle und der dazu passenden persönlichen Briefe der Akteure plädiert die Autorin mit Recht dafür, im Bereich des ökonomischen Kerns von Unternehmen neben der akzeptierten Form des „Produktionsregimes“ (Abelshauer) in Zukunft auch stärker als bislang das „Absatzregime“ zu beachten. Diese Forderung hat Roelevink mit vorliegender Studie überzeugend eingelöst.

WOLFHARD WEBER
Bochum

VSWG 104, 2017/1, 163–164

Stefan Scholl

Begrenzte Abhängigkeit. „Wirtschaft“ und „Politik“ im 20. Jahrhundert
(Historische Politikforschung 23). Campus, Frankfurt a. M./New York 2015, 443 S.,
56,00 €.

Wenn über die Beziehung zwischen Politik und Wirtschaft nachgedacht wurde, ging es immer auch um Manöver der semantischen Abgrenzung. So wie bereits die Vorstellung von getrennten und zugleich aufeinander bezogenen Sphären eine eigene Tradition hat, so werden deren Grenzen in wissenschaftlichen Debatten ebenso wie in der politischen Praxis stets von neuem ausgehandelt. Dies ist der analytische Ausgangspunkt der Bielefelder Dissertation von Stefan Scholl, die den „Grenzziehungsdiskurs“ zwischen Wirtschaft und Politik im 20. Jh. in den Blick nimmt.

Dessen Vorgeschichte reicht zurück bis zur Antike, wie das einführende Kapitel deutlich macht.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Empirisch setzt die Untersuchung mit den Debatten des Kaiserreichs ein: Hier wird einerseits die Spezifik des nationalökonomischen Denkens in Deutschland betont, das mit dem Methoden- und Werturteilsstreit an der Jahrhundertwende in die Defensive geriet. Andererseits lag hier der Ursprung für die Weimarer Debatte über eine „Politisierung“ der Ökonomie und die „Ökonomisierung“ der Politik. Scholl kann eindrücklich zeigen, dass nicht nur die Idee einer von Staat und Gesellschaft zu respektierenden ökonomischen Eigenlogik an Einfluss gewann, sondern der – im Verlaufe der 1920er Jahre immer häufiger als „stark“ imaginierte – Staat generell als autonome und positiv konnotierte Instanz hinzutrat. Das galt umso mehr für den nationalsozialistischen „Primat des Staates“, vor dessen Hintergrund entsprechende Abgrenzungsversuche von der „politisierten Wirtschaft“, etwa im Ordoliberalismus der frühen Bundesrepublik, gesehen werden müssen.

Scholl unterstreicht, wie dauerhaft Diskurse sein können: Selbst nach der keynesianischen Wende und auf dem Höhepunkt der Planungs- und Wissenschaftseuphorie blieb es dabei, dass „Politik“ insgesamt negativ gedeutet wurde und daher im Idealfall zu vermeiden war, etwa mit technokratischen Mitteln. Aber auch nach der „großen Ernüchterung“ der frühen 1970er Jahre blieb „Politik“ negativ besetzt, nun jedoch als Kritik an der Regierbarkeit der westlichen Demokratien oder als pauschale Staatskritik im Zuge jenes entstehenden Diskurses über bundesdeutsche Standortnachteile und Wachstumshemmnisse, der weit über die Jahrtausendwende hinausreichen sollte. Es ist das besondere Verdienst von Scholl, die Hartnäckigkeit derartiger diskursiver Muster über einen langen Zeitraum rekonstruiert zu haben.

Dabei stellt sich im Detail mitunter die Frage der Repräsentativität: Beispielhaft für dieses Problem sind etwa die Passagen über den Grenzziehungsdiskurs im „Dritten Reich“. Dort arbeitet Scholl heraus, dass liberale Traditionen des Wettbewerbsdenkens intakt blieben und sich auch nationalsozialistische Ideologen für die unternehmerische Freiheit erwärmten. Nur: Welches Gewicht hatten solche Äußerungen? Wo immer das Verhältnis von Wirtschaft und Politik nach 1933 neu bestimmt wurde, gab doch meist die – nicht selten gewalttätige – Praxis den Anstoß. Dahinter steht offenbar die Asymmetrie zwischen publizistischem Output und administrativer Praxis, die eine reine Diskursanalyse vor besondere Herausforderungen stellt. Vielleicht hätte Scholl den Diskurs enger an die gesellschaftliche Praxis rückbinden können, indem er beispielsweise auch Gesetzestexte und Rechtsverordnungen in seinen Quellenkorpus aufgenommen hätte.

Eine ganz praktische Grenze – diejenige zur DDR als erklärter Systemalternative zum Kapitalismus – ist in seiner Studie hingegen nur indirekt präsent, nämlich im kurzen Abschnitt über den Ost-West-Handel und weil liberale Ökonomen immer wieder vor den Gefahren des „Kollektivismus“ warnten. Das ist etwas überraschend, weil Scholl mit den Grenzen seines eigenen Untersuchungsdesigns insgesamt höchst reflektiert umgeht – so enthält er sich mit guten Gründen jeder Aussage darüber, wieweit die von ihm rekonstruierten diskursiven Elemente die gesellschaftliche Praxis mitprägten und in diesem Sinne nicht nur eine Wirkung, sondern auch Macht hatten. Das jedoch ist die entscheidende Frage, der in weiteren Untersuchungen nachgegangen werden müsste. Stefan Scholl hat dafür eine wichtige Grundlage geschaffen.

TIM SCHANETZKY

Jena



VSWG 104, 2017/1, 165–166

Manfred Straube (Hg./Bearb.)

Wirtschaftliche Frequenzen der Leipziger Großen Märkte/Messen. Statistische Zeugnisse aus den Leipziger Stadtrechnungen 1471/72 bis 1814/15

(Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 9). Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015, 352 S. (zahlr. Tab., 4 Abb.), 49,00 €.

Leider scheint seit geraumer Zeit gegenüber kulturgeschichtsartigen Zugangs- und Deutungsweisen gerade die ältere Wirtschafts- und Sozialgeschichte ins Hintertreffen geraten zu sein. Deren hohe Relevanz für alle Fragen der alltäglichen Daseinsbewältigung und der damit verbundenen Denk- und Verhaltensweisen führt die vorliegende Veröffentlichung eindrucksvoll vor Augen. Sie bietet auf Grundlage der Leipziger Stadtrechnungen (Waage- und Standgeldeinnahmen), die über dreieinhalb Jahrhunderte geführt wurden, eine nahezu geschlossene Reihe der Gebühren und Abgaben, welche die Beschicker der drei Hauptmärkte zu Ostern, zu Michaelis, zu Neujahr und in den dazwischenliegenden Zeiträumen zu leisten hatten. Die jeweils aggregierten Summen sind vom Rechnungsjahr 1519 bis 1617 mit den Kosten saldiert, die städtischerseits für die Aufrechterhaltung des Marktbetriebes anfielen, und von 1558 bis 1632 nach einzelnen Waagen als Einnahmestellen differenziert. Dieses serielle Zahlenmaterial wird zudem in einer Übersichtstabelle und in einer Reihe von Kurvengraphiken dargestellt, die eine schnelle Erfassung der säkularen Entwicklung des Leipziger Marktgeschehens erlauben. Es versteht sich von selbst, dass eine Erarbeitung und Präsentation eines derart umfangreichen seriellen Datenmaterials aus dem sog. vorstatistischen Zeitalter viele quellenkritische, methodische und inhaltliche Probleme mit sich bringen und durchgängige Darstellungsprinzipien eingehalten werden müssen, um eine Vergleichbarkeit zu erreichen. Darüber gibt der Herausgeber in seinem ausführlichen Begleittext und durch einen kritischen Anmerkungsapparat zu seinen Tabellen sorgfältig Auskunft. Vor allem aber kontextualisiert er seine Daten, indem er die Entwicklung der Handelsmetropole Leipzig und ihrer Märkte aufgrund der Forschungsliteratur bündig darstellt, zusätzliches Archivmaterial verarbeitet und einschlägiges Quellenmaterial in Auszügen oder als Ganzes, wie die Leipziger Waagordnungen aus dem ausgehenden 14. Jh., von 1518 und von 1682 mit spezifizierten Warentarifen, abdruckt und sachkundig kommentiert. Auf diese Weise gelingt es Straube, manche scheinbar feststehenden Tatsachen und gängigen Meinungen über Leipzig als überragende Markt- und Messestadt des Alten Reiches ins Wanken zu bringen bzw. zu relativieren. Pauschale Urteile über die Auswirkungen des wiederholten überregionalen und regionalen Kriegsgeschehens auf Markt- und Wirtschaftskonjunktur fallen nun wesentlich fundierter und differenzierter aus. Überdies ermöglichen die Einblicke in die teils kooperierende, teils konkurrierende städtische und landesherrliche Ordnungs- und Fiskalpolitik Aufschlüsse über das Wirtschaftsdenken und die damit korrespondierenden Verhaltensweisen der Akteure. Wenn etwa der Leipziger Rat explizit von „Vertrauen“ spricht, das man zu fremden Händlern zum Nutzen der Märkte aufbauen müsse, dann verweist das – wie übrigens auch der enorme bürokratische Aufwand bei der Durchführung der Märkte – auf den zwar bekannten, aber vernachlässigten Forschungsansatz, dass Wirtschaften als Teil der Kultur angesehen werden muss. Freilich ist damit noch nicht entschieden, ob man im Leipziger Fall tatsächlich Wirtschafts- oder lediglich Fiskalpolitik als Motiv ansehen kann.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Solche Fragen kann und will die vorliegende Publikation nicht beantworten, sie deckt aber immer wieder Lücken auf und formuliert weitergehende Fragen – und geht damit deutlich über eine bloße Präsentation von Zahlenmaterial hinaus. Es zeigt sich zum wiederholten Mal: Eine reine Zahlenedition stößt bei aller unsäglichen Mühe, erst einmal die Daten aus den Quellen erheben und für eine statistischen Auswertung aufbereiten zu müssen, ohne damit verkettete qualitative Aussagen an deutliche Grenzen. Insofern legt die vorliegende Edition eine nicht zu unterschätzende Grundlage, um die Thematik, am besten auch interlokal vergleichend, weiterzuerfolgen. Denn manchmal scheint in der Geschichtsschreibung aus dem Blick zu geraten, dass Wirtschaftsgeschichte politische Handlungsoptionen entscheidend mit erklären kann.

Ein eigener Teil am Ende des Buches behandelt in analoger Darstellungsweise von Forschungstext, Quellenauszügen und tabellarischer Auflistung Juden als Besucher der Leipziger Märkte im 17. und 18. Jh. nach Zahl und geleisteten Abgaben. Auch wenn er vergleichsweise knapp erscheinen mag, greift er doch ein sonst kaum in dieser Dichte dokumentiertes Thema der jüdischen Geschichte auf und belegt durch die Aufnahme in den größeren Kontext des Buches, dass die häufig beobachtbare isolierte Behandlung der Geschichte dieser Minderheit zu kurz greift.

In summa verdient die vorliegende handwerklich und methodisch solide Publikation, die ein reiches Datenmaterial erschließt, dieses sachkundig kommentiert, Forschungsprobleme identifiziert und weitergehende Perspektiven entwickelt, die ungeteilte Aufmerksamkeit der historiographischen Gemeinde.

FRANK GÖTTMANN
Paderborn

VSWG 104, 2017/1, 166–167

Shellen Xiao Wu

Empires of Coal. Fueling China's Entry into the Modern World Order, 1860–1920

(Studies of the Weatherhead East Asian Institute, Columbia University). Stanford U. P., Stanford 2015, 266 S., 42,83 €.

In einer Zeit, in der die Förderkapazitäten für chinesische Kohle reduziert werden – allein im Jahr 2016 sollen 1.000 Kohlebergwerke geschlossen werden – und dennoch weiterhin die Hälfte der weltweit zur Energiegewinnung eingesetzten Kohle in China verbrannt wird, richtet eine Studie den Blick auf die Anfänge der industriellen Kohleförderung in der Spätzeit des chinesischen Kaiserreiches und während der Anfänge der Republik zu Beginn des 20. Jh. s. Einer exzellenten Studie zu einem der wichtigsten Kohlereviere Chinas als Keimzelle der kommunistischen revolutionären Bewegung (Elizabeth J. Perry: *Anyuan. Mining China's Revolutionary Tradition*. Berkeley 2012) ist damit nun ein vorzüglicher Beitrag zu den Anfängen der modernen Kohleförderung in China zur Seite getreten.

Die Studie geht aus von den bahnbrechenden Erkundungen des Geologen Ferdinand Freiherr

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

von Richthofen (1833–1905), der sich vor allem um die Erfassung der chinesischen Kohlevorkommen in China bemühte und zwischen 1868 und 1872 dreizehn der damaligen achtzehn Provinzen Chinas bereiste. Dann erweitert die Verfasserin ihren Blick und schildert die Verbreitung westlichen geologischen Wissens in China als Teil des Wissenstransfers und der Implementierung von moderner Wissenschaft (*science*) und Technik, vor allem durch westliche Missionare. Dabei spielten Übersetzungen und Handbücher zur Geologie und ihre Verbreitung im chinesischen Bildungssystem im ausgehenden 19. Jh. eine entscheidende Rolle. Diese Bildungsbemühungen verbanden sich mit einer Suche nach „wealth and power“ und dem Beginn einer intensiveren Industrialisierung. Von zentraler Bedeutung wurden einzelne Akteure, wie etwa Joseph Edkins, die ihre in Europa und/oder den USA gewonnenen Einsichten in die chinesische Welt transferierten. Eigene Kapitel widmet Wu einerseits den Ingenieuren und Beratern, die bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs in China tätig waren. Die Rolle der Ingenieure als Träger und Vermittler von Wissen ebenso wie als Mittler zwischen den industriellen Ausrüstern für Bergbautechnologie wird dabei beleuchtet. Andererseits untersucht sie die Bemühungen der europäischen Mächte um Gewinnung von Konzessionen zur Ausbeutung der Kohle und anderer Rohstoffe. Für die Erschließung und den Transport der Kohle spielte der Eisenbahnbau eine entscheidende Rolle. Daher richteten sich die Bestrebungen der westlichen Mächte auch auf Eisenbahnbau-Projekte und deren Finanzierung. Aus den Grubenarbeitern in den Bergwerken sowie den Transportarbeitern und Belegschaften der Eisenbahngesellschaften speisten sich neue soziale Bewegungen und vor allem Gewerkschaften, während die Kontrolle über die Eisenbahngesellschaften eines der am heftigsten umstrittenen Themen zwischen der Zentralregierung in Peking und regionalen Interessengruppen wurde. In den beiden Abschlusskapiteln richtet die Verfasserin ihren Blick auf den weltpolitischen Kontext sowie die Anfänge der Gewinnung einer eigenen chinesischen Position zur Förderung der Bodenschätze. Die hier vorgetragenen Einsichten haben kaum zu überschätzende Bedeutung für ein besseres Verständnis der frühen Modernisierung Chinas im Kontext eines internationalen wirtschaftlichen und politischen Aufbruchs. Die Herausbildung regionaler Interessen (Stichwort: *warlords*) und die ersten Erfolge bolschewistischer Ideologien in China sind ohne die Industrialisierung der Kohleförderung und Eisenverhüttung sowie den damit verbundenen Eisenbahnbau und den politisch-administrativen Kontext nicht zu verstehen. Weitere Studien zur frühen Industrialisierung Chinas wären wünschenswert, weil erst durch sie die politische Entwicklung sowie die sozialen und politischen Bewegungen jener Jahre heller ausgeleuchtet würden.

HELWIG SCHMIDT-GLINTZER

Göttingen



This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017